

Das Lichterhaus im Walde

Eine Erzählung für die jüdische Jugend

von

Leo Hirsch



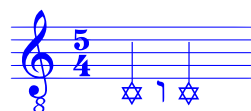
+

Noten für das Stück

Voskobari 724

für

klassische Gitarre



Coverbild: Annelie Weinberger

© 2026 Musikverlag Ulrich Greve

Musikverlag Ulrich Greve, Keßlerstr. 14, D-90489 Nürnberg

Website: <https://ulrich-greve.eu>

UG 1301

Das Lichterhaus im Walde

Eine Erzählung für die jüdische Jugend

von

Leo Hirsch

1936

INHALTSVERZEICHNIS:

	Seite
1. Kapitel. Weil es Freitag war.....	7
2. Kapitel. Ein Telegramm, ein Telegramm	15
3. Kapitel. Lichter und Lieder und Helden	25
4. Kapitel. Das Volk steht auf	39
5. Kapitel. Das Lichterfest	47
6. Kapitel. Nächtliches Abenteuer	55
7. Kapitel. Ich bin ein jüdischer Junge.....	65
8. Kapitel. Um das Haus ist eine dicke Mauer....	78
9. Kapitel. Das Telegramm	87

Erstes Kapitel

WEIL ES FREITAG WAR . . .

Und der Zug, Mammi, fuhr ganz schnell, dabei war es gar kein elektrischer; vorn ratterte eine Lokomotive mit einem Schornstein, der sah aus wie der komische Zylinderhut auf dem Bild von deinem Urgroßvater in dem alten Album, — aber der rauchte! Und die Telegraphenstangen flogen, wupp — vorbei, wupp, wupp, wupp — vorbei, und die Drähte stiegen auf und nieder, auf und nieder, dabei lag Schnee darauf, sie sahen aus wie dicke weiße Schnüre —

„Und die Glöckchen, Mutti, die Glöckchen an den Stangen“, unterbrach das kleine Rosel die Erzählung des großen Bruders Fritz (er war ein ganzes Jahr älter), „die sahen aus wie Troddeln an den weißen Schnüren. Ich stand während der ganzen Reise neben Fritz am Fenster, da, wo unten dransteht: Türken nicht öffnen!“

„Aber, Rosel!“, sagte Fritz, und sie und die Mutter staunten, was für ein gescheiter Kerl er doch war, „da waren doch bloß ein paar Buchstaben nicht richtig zu sehen, das heißt doch: Tür schließen! Nicht öffnen, bevor der Zug hält!“

„Und auf einmal“, erzählte Rosel schnell weiter.

damit die Mutter nur ja nicht ungeduldig würde, „auf einmal schreit der Zug, die Schienen quietschen —“

„Ach, das war ja bloß, weil gebremst wurde“, erklärte Fritz, „es ging langsamer, weil wir in den Bahnhof einfuhren, und wie wir aussteigen, hätte ich beinahe unser Köfferchen vergessen, wenn Rosel mich nicht erinnert hätte, aber bloß, weil der Bahnhof ja nicht größer ist als bei uns hier vielleicht eine Haltestelle von der Straßenbahn. Da staunte ich natürlich, dass es so kleine Bahnhöfe gibt. Und Rosel meinte, vielleicht ist das nur der Kinderbahnhof, aber Kinderbahnhöfe gibt es doch gar nicht, nicht wahr, Mammi?“

„Ätsch, ich hab’ dich ja nur geuzt! Weil doch an der Sperre auch nur Kinder hinter dem Beamten standen, der selber auch nicht sehr groß war, bloß einen großen Schnauzbart hatte er, damit man nicht meinen sollte, er ist auch noch ein Kind. Und die andern, das waren nämlich die Kinder von Rubens, die holten uns ab, Mutti, alle sieben. Und ein Glück, dass ich die Russenstiefel mithatte, denn vom Bahnhof ab gab es bloß noch Schnee, und wir mussten eine halbe Stunde durch den Wald laufen, bis zu ihnen nach Hause.“

„Laufen? Du bist ja gefahren! Die hatten doch den kleinen Schlitten mit, und Ruth, Walter, Simon, Hannchen, Jakob — der stottert! — und Esther haben an der langen Leine mit den Bimmelglöckchen gezogen, und Rosel und der kleine Joseph und unser Koffer fuhren auf dem Schlitten, und ich zog mit, aber ich sollte nicht. Bist du schon einmal Schlitten gefahren, Mammi? Und da im Wald ist ein Berg, den sind wir

heruntergerodelt, das war das Feinste, auf einmal lagen wir alle im Schnee, und der kleine Joseph weinte, und Simon, das ist der wildeste von allen, fing gleich zu schneeballen an, so eine Schneeballschlacht hast du überhaupt noch nicht erlebt, Mammi!“

„Aber Ruth seifte ihm gleich das Gesicht mit Schnee ein, und wir mussten schnell weiterfahren, weil es doch Freitag war.“

„Weil es Freitag war?“

„Ja, Mammi, ich verstand zuerst auch nicht, was sie da mit dem Freitag wollten, und fragte, aber da lachten mich alle aus, und bloß Ruth sagte ganz ernst: „Weil es doch jetzt im Winter so früh Nacht wird.“ Da dachte ich, huh, die haben Angst im Wald, aber so war das nicht, und wir sausten weiter; der kleine Joseph war sofort wieder ruhig, als der Schlitten fuhr, und die Klingelchen an der langen Leine bimmelten, aber plötzlich blieben wir stehen, alle standen wir wie angewurzelt und der Schlitten auch, und der kleine Joseph patschte in die dicken Händchen und rief: „Eichen, Eichen!“ Da dachte ich, er sieht einen Eichenbaum, ich sah aber keinen, und Rosel dachte, er will ein Ei essen, aber nein, er ist nämlich erst drei Jahre alt und kann noch nicht alle Wörter sprechen, besonders die langen nicht, und Jakob stotterte: „Er meint ein Ei — Ei — Ei — Ei — chhörnchen!“, und richtig, vor uns auf dem Baum kletterten zwei lebendige Eichhörnchen mit sooo langen braunen Schwänzen, immer um den Baum herum. Esther sagte, die spielten Verstecken; denn wenn eins auf unserer Seite war, dann flutschte das

andere auf die andere Seite und guckte so munter und lustig mit den kleinen blanken Äuglein um die Ecke, als wenn es sagen wollte: Pst, ätsch, bättsch, fang mich doch! Und dann jagte das andere hinterher, aber das erste war schon wieder einmal um den Baum herum und pfiff —“

„Nein, es murkste und schnalzte und gnautschte, pass mal auf, Mutti, so — ach, jetzt kann ich es nicht mehr nachmachen, aber im Walde, da konnte ich es noch, schade.“

„Aber Ruth sagte, wir müssten weiter, weil es doch Freitag war, und ich wollte nicht schon wieder fragen, was sie denn mit dem Freitag hat, denn ich, weißt du, Mammi, ich schämte mich schon ein bisschen. Da ließen wir also die Eichhörnchen spielen und sausten weiter, bloß Rosel sah sich noch ein paar Male um, weil sie ja auch fest auf dem Schlitten saß und nicht auf den Weg aufpassen musste wie wir andern, aber von den Eichhörnchen war nichts mehr zu sehen, und da fiel der Koffer in den Schnee, und wir waren schon ein Stückchen weiter, als Rosel es merkte, sie hatte doch immer nach den Eichhörnchen geguckt, da mussten wir nun zurück, und Ruth sagte, wir müssten uns beeilen, weil es doch Freitag war, dabei war es noch ganz hell, und Simon schrie: „Ein Reh, ein Reh!“, aber das war bloßes Geflunker von ihm, und darum puffte ihn Walter, und er schlug zurück, und ich stolperte über eine Baumwurzel, und alle lachten, und auf einmal kam ein Gitter, das war voller Schnee, wie mit Zuckerguss bestreut, und dahinter war ein Haus mit einem ganz niedrigen

Dach, so einem schrägen Dach voller Schnee, das sah aus wie —“

„Wie das Haus von Schneewittchen aus Marzipan!“

„Wirklich, Mammi, wie aus einem Märchen, und nun waren wir da. Frau Ruben, das ist die Mutter von den Kindern, die stand in der Tür und lachte und rief: „Da seid ihr ja!“ Und dann gab es Kaffee mit Brot, richtiges Landbrot, Mammi, und das schmeckt —!“

„Und zuerst hat sie meine Russenstiefel bewundert. Sie half uns ausziehen, Mutti, genau wie du. Nach dem Kaffee durften wir das Haus ansehen und die Ställe mit den beiden Ziegen und der großen Kuh und dem Kälbchen, das ist aber auch schon ziemlich erwachsen, und Esther sagt, es war im Frühjahr ganz klein, so klein wie ein großer Hund, mindestens so klein, sagt sie, und einen Hund haben sie auch, einen Polizeihund, Prinz heißt er, ich habe ihn gleich gestreichelt und gar keine Angst gehabt, Mutti, wirklich nicht. Aber die Frau Ruben sagte, wir haben keine Zeit, weil es doch Freitag war, weißt du. Da wurden wir alle gewaschen, das heißt, die Jungens mussten sich allein waschen, in einer großen Wäschewanne aus Holz, einer nach dem andern, und bloß der kleine Joseph wurde mit uns Mädchen von Frau Ruben vorgenommen, weil er doch erst drei Jahre alt ist. Die Jungens wuschen sich zuerst, in der Küche, das Wasser mussten sie sich selber mit dem großen Eimer von der Pumpe auf dem Hof holen, aber Frau Ruben goss immer noch warmes dazu, und inzwischen mussten wir Mädchen helfen, ihnen reine Wäsche herauszulegen und die guten Anzüge, denn

allein hätten sie es gewiss nicht ordentlich machen können. Und dann kamen wir endlich an die Reihe, alle frisch und funkelnelneu von Kopf bis Fuß, und alle fein gekämmt, du hättest uns nicht wiedererkannt, besonders den Simon, der so wild ist, und die Esther, die ist nicht wild, aber so fahrig und huschig. Und mich selber auch nicht, denn, weil ich doch nur das dunkelblaue Kleid mithatte, gab mir Frau Ruben ein weißes von Hannchen, das passte, bloß dass Hannchen ein bisschen dicker ist als ich. Und kaum waren wir fertig, da kam auch schon sehr eilig Herr Ruben, den hatten wir überhaupt noch nicht begrüßt, sagte ein wenig schnell guten Tag und wie geht's, und da war er auch schon wieder draußen. Nun fing es aber bald an, dunkel zu werden, und Fritz und ich waren sehr neugierig, denn jetzt musste es doch kommen, und es kam auch, es kam —“

„Was kam?“

„Na, du weißt doch, das mit dem Freitagabend. Das heißt: zuerst kam Herr Ruben wieder, er hatte einen feinen schwarzen Anzug an und einen schwarzen Hut auf und holte uns alle in die große Stube. Da war ein riesiger Tisch ganz weiß gedeckt, und darauf standen zwischen den Bestecken zwei hohe, silberne Leuchter, aber das konnten wir nicht gut erkennen. Die Hauptsache war am Fenster; auf dem Fensterbrett stand ein anderer Leuchter, aber der war ganz merkwürdig eingerichtet für acht Lichter und ein kleines davor, beinahe wie wenn eine Hand aus Messing acht Finger und einen kleinen Daumen nach oben streckte, —

das war der Chanukka-Leuchter, wir — ich meine Fritz und ich, wir wussten es nur noch nicht.“

„Nun —“, erzählte Fritz der Mutter weiter, „nun waren wir alle in der Stube, bloß Frau Ruben und der kleine Joseph noch nicht. Aber kaum guckt sich der Vater — Herr Ruben, weißt du — um, so kommt der kleine Joseph auch schon aus der Küche getrippelt und bringt ihm eine Schachtel Streichhölzer, und wie dann auch die Mutter in die Stube tritt, steckt der Vater ein Streichholz an, gibt die Schachtel wieder dem Joseph zu halten, der ganz stolz darauf ist, aber keinen Ton sagt, und wir alle stehen da und mucksen nicht, und jetzt zündet der Vater das kleine Licht an, da auf dem „Daumen“ des Leuchters, nicht wahr, Mammi, du verstehst schon, er hebt den „Daumen“ aus dem Leuchter heraus, spricht, nein, singt beinahe mit einer feinen, feierlichen Melodie, wie wir noch niemals eine gehört haben, zwei ganz kurze Gebete, glaube ich, und dann entzündet er mit der Kerze, die er in der Hand hält, ein Licht nach dem anderen, im ganzen sieben kleine, schmale, rötlich-gelbe Wachlichtchen. Danach spricht er (und die Jungens, außer dem kleinen Joseph und mir, weil wir es noch nicht können, sprechen mit ihm) ein etwas längeres hebräisches Gebet. Dann — dann drückten wir uns alle ein bisschen verlegen beim Fenster herum. Jakob wollte gerade anfangen, ein jüdisches Lied zu singen, denn beim Singen stottert er nicht, aber der Vater sagte leise zu ihm: „Jetzt nicht!“, und die Mutter nahm dem kleinen Joseph die Streichhölzer aus der Hand, zündete die beiden großen weißen Kerzen

in den silbernen Leuchtern auf dem weißgedeckten Tisch an, hielt die beiden Hände ausgebreitet davor, als wenn sie das Licht nicht sehen wollte — wir standen alle mucksmäuschenstill am Fenster und an der Tür, als dürften wir höchstens heimlich und wie auf den Zehenspitzen dabei sein —, endlich nahm sie die Hände von dem Licht weg und sagte (sie sang nicht, sie flüsterte beinahe) ein kurzes anderes Gebet, und auf einmal war es so hell und so feierlich und so schön im Zimmer, Mammi, wie ich es noch nie erlebt hatte, und Hannchen sagte ganz leise zu Rosel: „Jetzt ist schon der Schabbat im Haus.“ Es war wirklich so feierlich, dass wir uns gar nicht getrauten zu fragen, was es denn bedeutete. Du kannst dir vorstellen, dass ich nicht wenig überrascht war, als wir darauf wieder aus dem Haus gingen, und zwar bloß wir Jungen und der Vater, und Rosel sah uns auch ganz verdutzt nach. „Wohin?“, fragte ich erschrocken, als wir durch das Gittertor kamen. „Nach Schul“, antwortete Jakob und stotterte nicht mehr . . .

Zweites Kapitel

EIN TELEGRAMM, EIN TELEGRAMM!

Nun wollen wir uns diesen Freitagabend, von dem Fritz und Rosel ihrer Mutter eben zu erzählen angefangen haben, erst einmal von einer anderen Seite begucken. Ihr werdet wohl schon gemerkt haben, dass diese beiden kleinen Gäste aus der großen Stadt, die am Freitagnachmittag, ziemlich spät nachmittags, in das Waidhaus der Familie Ruben hineingeschneit sind, nicht recht Bescheid wussten, was da eigentlich vorging. Sie hatten natürlich schon einmal etwas davon läuten hören, dass wir Juden — und sie selber war ja auch jüdische Kinder — am Schabbat nicht arbeiten, sondern von Herzen genießen und Gott und uns selbst zur Freude leben sollen, aber wie so etwas eigentlich ist, das war ihnen ganz nebelhaft. Sie konnten sich das ebenso wenig vorstellen wie das Dorf, zu dem das Rubensche Haus gehörte; vom Autofahren oder vom Telefonieren, vom Theater, Kino oder vom Zoologischen Garten hätten sie euch die merkwürdigsten Dinge erzählen können, und selbst Herr Ruben hätte Bauklötzer gestaunt, was sie da alles wussten, aber das Dorfleben war ihnen neu, und gar der Schabbat war ihnen ein unbekanntes Wunder, und als Fritz von

Jakob, der nur an Wochentagen stotterte, das Wort „Schul“ hörte, da wäre er wohl auf alle möglichen Gedanken gekommen, nur nicht darauf, dass ein Haus, worin man betet, damit gemeint war. Aber ihr wisst ja, dass Fritz in der neuen Umgebung ein wenig schüchtern war, obwohl allerhand Leute von Großstadtkindern sonst das Gegenteil behaupten, und dass er sich schämte, seine Unwissenheit einzugestehen.

Dazu kam noch der gewaltige Respekt, den er vor Herrn Ruben hatte. Auch Herrn Ruben kannte er ja noch nicht lange, und wenn er ihn selbst ein paar Stunden früher kennengelernt hätte, dann wäre ihm der kleine, schmale Mann mit dem schwarzen Bärtchen doch nur noch geheimnisvoller erschienen. Denn vor ein paar Stunden hatte Herr Ruben noch ganz anders ausgesehen. Da war dies Bärtchen nicht so schön zugeschnitten gewesen, sondern ungleichmäßig und von lauter schwarzen Stoppeln umgeben, da hatte nicht ein weicher, dunkler Hut seinen Kopf geschmückt, sondern eine alte, graue Mütze, und statt des dunklen Anzugs hatte er eine Hose von unbestimmbarer Farbe, statt des Mantels eine dicke, alte Pelzjoppe angehabt. Auf dem Rücken aber hatte er einen Sack voll schmuddeliger, harter und noch ungegerbter Felle von Kaninchen, Hasen und allerlei anderen Tieren getragen. Herr Ruben hatte nämlich den Beruf eines Fellaufkäufers; das Häuschen im Wald, die Ziegen, die Kuh, das Kälbchen im Stall, die Hühner auf dem Hof, das Stückchen Garten, Kartoffel- und Roggenacker zum See herunter konnten ihn und seine große Familie allein ja nicht

ernähren. Nun mag es Leute geben, denen die Beschäftigung mit eben abgezogenen Fellen nicht ganz appetitlich vorkommt, und vielleicht hätte Herr Ruben selber sich einen liebenswürdigeren Beruf ausgesucht, wenn er die Wahl gehabt und wenn nicht schon sein Vater und dessen Vater von den Bauern der Gegend im weiten Umkreis die Felle aufgekauft, getrocknet, gesäubert und mit kleinem Gewinn an eine große Fabrik weitergeliefert hätten, wo dann die Felle gegerbt und schließlich zu Pelzwerk verarbeitet wurden, Herr Ruben stand sich ganz gut dabei, so gut, dass er sogar wie alle jüdischen Väter hoffte, seine Kinder würden einst mehr lernen und es viel weiter bringen als er.

Wenn man ihn nun so mit seinen Jungen und mit Fritz durch den Wald zur Dorfstraße gehen sah, musste man aber auch wirklich Respekt vor ihm bekommen. Denn er ging so aufrecht, so leicht und so rasch, als wenn er den ganzen Fellhandel mit seinen üblen Gerüchen, mit seinem Gelaufe und Gefeilsche und seiner Schmutzdeligkeit ganz und gar von sich abgetan und dafür die Stellung eines Königs angetreten hätte; so ruhig, so gelassen und so überlegen sah er aus. Das Beispiel des Vaters wirkte sogar auf den wilden Simon, der sonst nie einen Weg machen konnte, ohne irgendeinen Streich zu spielen. Dem Simon war kein Baum zu hoch, keine Höhle zu eng, kein Graben zu breit und kein anderer Junge zu kräftig, er zog jede Katze am Schwanz, brachte jeden Köter zum Bellen und jede Gans zum wütendsten Schnattern und Keifen, versetzte den Pferden die Scheuklappen gern auf einen Körper-

teil, wo sie gar keine Augen hatten, steckte Kühen Kletten in die Schwänze und hatte einem alten, dicken Dackel sogar einmal ein Paar abgelegte Höschen seines kleinen Bruders Joseph über die Hinterbeine gezogen, — ja aber selbst Simon ging nun geradenwegs mit, hob keinen einzigen Schneeball auf und neckte nicht einmal die Spatzen, die auf der Straße nach essbaren Resten pickten. Da wagte es Fritz erst recht nicht, etwas zu sagen oder zu fragen.

Sie waren kaum ein paar Schritte auf der Dorfstraße den ersten kleinen Häusern entlang gegangen, vor denen in den Vorgärten die Rosenstöcke mit schneebedeckten und darum beinahe wie kopflose Schneemänner aussehenden Strohpuppen gegen den Frost geschützt standen, als ein Postbote in Uniform daher geradelt kam, vor ihnen vom Rade stieg, aus seiner glänzend roten Ledertasche einen gelblichen Umschlag hervorzog und, die Hand zur Mütze führend, Herrn Ruben begrüßte:

„Guten Abend, Herr Ruben, hier ist ein Telegramm für Sie.“

Es war ein ungewöhnliches Ereignis, und es wurde noch erstaunlicher aufgenommen. Es kommt wohl nicht alle Tage vor, dass man ein Telegramm erhält, schon in der Stadt ist es nicht häufig, und gar auf dem Lande ist es selten. Ihr könnt euch denken, was für Augen die Jungens machten. Und obwohl es Fritz so vorkam, als ob ihr Vater bei dem Wort „Telegramm“ zusammengezuckt wäre, beinahe so, wie wenn ihn etwas gestochen hätte, sagte Herr Ruben doch:

„Danke schön, bringen Sie es nur immer zu mir nach Hause.“

Das kam dem Postboten einigermaßen eigentümlich vor. Er dachte wahrscheinlich, Herr Ruben müsste ihn missverstanden haben, und darum sagte er noch einmal in aller Deutlichkeit:

„Ein Telegramm für Sie, Herr Ruben!“

„Ja, es ist schon recht,“ antwortete Herr Ruben, „bringen Sie das Telegramm bitte in mein Haus.“

Was sollte der Postbote machen? Kopfschüttelnd

stieg er wieder auf sein Rad und fuhr die Straße hinauf bis an den Waldweg, in den er dann einbog. Herr Ruben aber ging mit seinen Jungens und mit Fritz weiter.

Nun konnte Fritz nicht mehr an sich halten. Er war schließlich ein Großstadtkind und dachte sich so ungefähr, die Leute hier auf dem Lande haben vielleicht noch nie in ihrem Leben ein Telegramm bekommen und wissen am Ende überhaupt noch nicht, wie wichtig es sein kann.

„Herr Ruben“, sagte er und fasste sich ein Herz, „Herr Ruben —“, er musste noch einen Anlauf nehmen, ehe er es aussprechen konnte, aber endlich ging es: „Es war doch aber ein Telegramm!“

„Gewiss, mein Junge“, antwortete Herr Ruben und sah ihn freundlich an, „was willst du damit sagen?“

„Es ist wahrscheinlich doch sehr wichtig, das wollte ich nur sagen, und furchtbar eilig —“

„Natürlich, Fritz. Wenn es nicht so eilig wäre, dann hätten die Leute, die es mir schicken, ja nicht das Geld dafür ausgegeben.“

„Aber Sie haben es doch gar nicht so wichtig genommen“, sagte Fritz zögernd, denn er wollte Herrn Ruben sicherlich keinen Vorwurf machen, aber verstehen konnte er ihn nun schon gar nicht mehr.

„Ich nehme es sehr wichtig, sonst würde ich es ja nicht zu mir nach Haus kommen lassen.“

Jetzt glaubte Fritz, dass ihm ein Licht aufging, und er fragte, nicht ohne Stolz, dass er es erraten hatte:

„Ach so, Sie wussten schon, von wem das Telegramm abgeschickt ist und was darin steht?“

„Nein, durchaus nicht“, erklärte ihm Herr Ruben, und nun stand Fritz erst recht vor einem Rätsel, — „ich habe keine blasse Ahnung, wer mir da telegraphiert hat und was.“

„Aber warum haben Sie es dann nicht gleich hier geöffnet?“

„Weil wir schon Schabbat haben.“

„Aber es könnte doch eine dringende Nachricht darinstehen?“

„Selbstverständlich, mein Kind. Aber sobald die Schabbat-Lichter angezündet sind, interessieren uns gar keine geschäftlichen Nachrichten mehr. Und darum wollen wir auch nicht mehr davon sprechen.“

„Aber wenn es keine geschäftliche Nachricht ist?“

„Dann pass auf. Wenn es — Gott behüte! — eine böse Nachricht ist, dann werden wir wenigstens den Schabbat noch in Freude und Ruhe genießen, bevor sie uns etwas anhaben kann. Wenn es aber — so Gott will — eine gute Nachricht sein sollte, dann wird die Freude morgen Abend, wenn der Schabbat vorüber ist, doch nicht kleiner sein. Verstehst du, wie ich es meine?“

Damit war der Fall erledigt, niemand sprach mehr von dem Telegramm, bloß Fritz konnte sich von dem Gedanken daran nicht trennen. Wenn zu Hause in der Stadt ein Telegramm käme, dachte er, und man würde es aus irgendeinem Grunde nicht geöffnet haben, dann würde man wohl keine ruhige Minute

mehr haben, sondern herumraten und sich auszurechnen versuchen, wer etwa gestorben sein oder was für ein Unglück sonst über sie hereinbrechen könnte. Nur eins fing er an zu begreifen: der Schabbat musste doch eine unheimliche Macht haben, wenn man davon gegen die Außenwelt so geschützt werden konnte. Aber ehe er sich das noch genauer und näher vorstellen konnte, waren sie vor der kleinen Schul angekommen, Herr Ruben begrüßte einen anderen Herrn, man stampfte sich den Schnee von den Schuhen und wischte sie vor dem Eingang ab, während aus der geöffneten Tür viel Licht, ganze Schwaden warmer Luft und die ersten Klänge des beginnenden Gottesdienstes nach außen drangen.

Während die Männer dann in der Schul das Abendgebet verrichteten, der Vorbeter die hohen Gesänge und Segensworte vortrug, die Gemeinde und am hellsten und schmetterndsten die Jungens „Amen“ rufend einfielen, brannten im Waldhause die Chanukkalichter auf dem Fensterbrett langsam niedriger und leuchteten durch die Scheiben hinaus in die dunkelnde Weite. Die Mädchen und der kleine Joseph knieten und kauerten in der Ofenecke um die Mutter herum, in einem Buche lesend oder auch nur in den werdenden Abend hineinträumend, und zwar so still und traulich-heimelig, dass man das Heimchen, das hinterm Ofen überwinterte, sein zartes Lied zirpen hören konnte. Während im Kuhstall nach einem arbeitsreichen Tage des Düngerwühlens und Körnerpickens Hahn, Hennen und Hühnchen sich dichter zusammenfanden und die Kuh, hin

und wieder wie unabsichtlich mit dem Schwanz nach dem Kalb schlagend, im warmen Dunste wiederkäute, während nebenan die Ziegen sich schon zur Nachtruhe vorbereiteten und, hastig Toilette machend, einander mit einem herzhaften, wenn auch nicht gerade lauten, sondern eher gähnenden Gemecker gute Nacht wünschten, während die Katze in der Küche unter dem Fenster saß und so tat, als wenn sie gemütlich vor sich hinschnurrte, in Wirklichkeit aber mit ihren zusammengekniffenen graugrünen Augen zum Herd hinüberblinzelte, das heißt, eigentlich zu dem großen Topf hin, in dem ihr Lieblingsessen, nämlich ein gewaltiger gefüllter Hecht, in allerlei duftender Würzigkeit auf den Schabbat wartete, während endlich Prinz, der Hund, wachsam ums Haus strich, öfters an die Gittertür kam und seinen Herrn und seine jungen Herrchen erwartete, während also alle und alles in einer gewissen feierlichen Erwartung und Vorbereitung sich befand, kam die Nacht mit einem riesigen, dunklen Sack, räumte die ganz wochentägliche, freitägliche und wintergraue Erde ab und steckte sie in den Sack. Sogleich aber war eine neue, nicht weniger dunkle und schwere Welt an Stelle der alten da, nur . . . die neue war eben eine Schabbatwelt, sie hatte einen unsichtbaren Zauberschleier um, sie duftete kaum merklich nach lauter guten Sachen, sie wiegte sich leise zur Melodie eines unhörbaren und doch allgegenwärtigen Liedes mit, sie war in aller Dunkelheit so voller Licht, dass das kleine dörfliche Bethaus wie mit einem Lichtdunst umspinnen schien, und das ganz besonders, als

die Tür sich auftat und die Juden des Dorfes, höchstens zwanzig an der Zahl, mit den Jungens herauskamen und einander freudig aufgeregten, erwartungsvoll heiteren und erfüllten Sinnes zuriefen:

„Gut Schabbat! Gut Schabbat!“

Drittes Kapitel

LICHTER UND LIEDER UND HELDEN

Wenn ein Hausherr am Freitagabend vom Beten kommt, dann geht ein Engel zu seiner Rechten und ein Engel zu seiner Linken. Die Engel konnte Fritz natürlich nicht sehen, als Herr Ruben mit ihm und den Jungens nach dem Gottesdienst rasch wieder die Dorfstraße hinauf ging, die auch gar nicht etwa hell war wie die Straßen in der Stadt, aber zum Gruseln war es ihm doch keineswegs, im Gegenteil, ihm war eher zumute, als wenn er die schönsten und kühnsten Dinge vollführen könnte, und hören konnte er sehr wohl, wie Herr Ruben, der stille, respekteinflößende, würdige Herr Ruben eine beinahe fröhliche Melodie vor sich hin summt. Und als der Waldweg kam, da erblickten sie schon von weitem einen Lichtschein zwischen den Stämmen hindurch, so hell und ermunternd leuchteten die Chanukka-Kerzen in die Winternacht des Waldes hinaus. Und als sie die Gittertür öffneten, da wedelte ihnen schon Prinz entgegen, und an der Haustür stand der kleine Joseph und rief ihnen jauchzend: „Gut Schabbat!“ zu, und als sie in die Diele kamen und die Mädchen ihnen mit dem gleichen Gruße eifrig aus den Mänteln halfen.

die Hüte abnahmen und jedem ein kleines schwarzes Käppchen dafür gaben, auch Fritz, der es ein wenig verlegen und nicht wenig stolz sich aufsetzte, da beachtete keiner das Telegramm, das auf dem Tischchen der Diele lag, so dass auch Fritz nur einmal darauf hin- und gleich wieder wegschielte. Und die große Stube war so wohligh warm und strahlte vor lauter Helligkeit, die sich im Silber der Leuchter und eines großen, alten Bechers immer wieder von neuem spiegelte und sonnte. Der Vater aber ging auf die Mutter zu, die mit einem wunderbaren Lächeln, das sie schöner kleidete als der kostbarste Schmuck, als einzige in der Ofenecke sitzen geblieben war, und begrüßte sie. Dann kamen die sieben Kinder zu Herrn Ruben, und einem nach dem anderen legte er beide Hände auf den Kopf und segnete sie, und zuletzt rief er auch die erstaunt wartenden fremden Kinder Rosel und Fritz und segnete auch sie, als ob sie seine eigenen Kinder wären. Da wurde ihnen ganz eigen zumute, und selbst Fritz, der schon längst nicht mehr zu weinen pflegte, weil er ja ein großer Junge und der Älteste zu Hause war, glaubte vor Rührung beinahe einmal schluchzen zu müssen. Der Vater aber sprach halb singend, halb sagend das Willkommlied für die dienenden Engel und das Loblied der edlen Frau, und feierlich leise summten die Kinder mit, nur der kleine Joseph, der noch keins von den hebräischen Worten richtig aussprechen konnte, war ein bisschen laut, aber das schadete nichts. Das Chanukka-Lied aber sangen dann alle, auch die Mutter, beim Fenster stehend, laut und jubelnd mit, die beiden

ältesten Mädchen und Walter, der schon Stimmbruch hatte, sogar in der zweiten Stimme.

Für die beiden Gäste folgte nun ein neuer und herrlich eigentümlicher Eindruck dem nächsten, so dass sie aus der Verwunderung und Überraschung gar nicht mehr herauskamen. Jeder hatte sich hinter seinen Stuhl am großen, blütenweiß gedeckten Tisch gestellt, Herr Ruben hatte Wein in den silbernen Becher gegossen, der bis zum Rande mit dem funkelnden Rot gefüllt wurde, hob den Becher und sprach den Kiddusch, den Weihesege des Schabbat. Dann setzte er sich und trank sitzend von dem Wein und reichte den Becher weiter, bis jeder einen Schluck getrunken hatte, und es ging ihnen feurig die Kehle hinunter, man wurde ganz von innen wunderbar warm davon. Und als auch der kleine Joseph mit beiden Händchen den Becher genommen und den einzigen letzten Tropfen getrunken hatte — „So ein Saufbold!“, brummte Simon —, gingen sie alle zu einem Stuhl in einer Ecke, auf dem eine Schüssel mit einem Glas und neben dem eine Kanne mit Wasser stand, und nach dem Vater goss nun ein jeder aus dem Glase Wasser über seine Hände, der Vordermann reichte ihm das Handtuch, und während des Abrocknens sprach jeder den Segensspruch übers Waschen. Nun musste man sich auf seinen Platz setzen und bis zum ersten Bissen den Mund zu halten. Der Vater aber, vor dessen Platz auf dem Tisch zwei Barches unter einer dunkelblauen, silberbestickten Samtdecke lagen, nahm die Decke ab, fuhr, als wenn er die Schnittlinie vorher kenntlich machen wollte, mit

dem Brotmesser über die Barches, sprach laut den Brotsegen, durchschnitt einen Barches und schnitt eine Scheibe ab, die er leicht ins Salzfüßchen tauchte und aß. Darauf schnitt er, der Mutter zulächelnd und zunicke, die den lockeren Barches mit der glänzend braunen, knusperigen Kruste selber so prächtig gebacken hatte, für jeden ein Stück ab, reichte es über den Tisch, und ein jeder sagte den Segen und aß. Und als Fritz an die Reihe kam, sagte Herr Ruben ihm die hebräischen Worte vor, und der Knabe sprach sie — zuerst war er rot geworden — tapfer nach: Baruch ata adonai, elohenu melech haolam, hamozi lechem min haarez! — und aß mit solcher Inbrunst gleich das ganze Stück auf, als ob er sich sehr hungrig gebetet hätte. „Weißt du auch, was du gesagt hast, Fritz?“, fragte der Vater. Und Ruth übersetzte es ihm: „Gepriesen seist du, Gott, unser Gott, König der Welt, der hervorbringt Brot aus der Erde.“

„Aus der Erde?“, fragte Rosel darauf, „Brot aus der Erde?“ Das kam ihr denn doch ein bisschen unwahrscheinlich vor. Nun darf man aber nicht sprechen, bis man selber den Segen gesagt hat und sein Stück Mozi gekostet hat, und das hatte Rosel noch nicht. Darum waren alle einigermaßen verblüfft, so dass Rosel selbst ganz verlegen wurde, bis ihr der Vater ohne weiteres erklärte, dass Brot aus Mehl, Mehl aus Getreide wird und das Getreide aus der Erde wächst. Als Rosel nun aber selber an die Reihe kam, sagte sie die Beracha schon allein, und als endlich der kleine Joseph sein Scheibchen bekam, sagte sie ihm die Worte vor, denn er behielt von allem immer nur den Anfang, und dann musste man ihm ein wenig nachhelfen, so, wie bei einer kleinen Spieleisenbahn, die immer wieder aufgezogen werden muss.

Ruth und Hannchen gingen in die Küche und holten den gefüllten Hecht, — und wie der allen schmeckte! Dann trugen sie die Suppe, dann das Fleisch auf, und dann begann der Vater die Semiroth zu singen, die alten, feurig heitern Schabbat-Lieder, und der ganze Kinderchor sang mit, dehnte jubelnd die Refrains, hielt den Takt aber doch ein, und endlich kam das Benschon, das Tischgebet, das der Vater laut und heiter vortrug, während die Kinder mitbeteten und nach jeder Segnung mit lautem Amen einfielen. Und dann waren alle sehr aufgeräumt, die Mutter hatte sogar ganz rote Wangen bekommen, und auch die Kinder glühten; Scherze, harmlose Neckereien fuhren hin und her, es wurde eine lustige Unterhaltung, und

erst als Fritz sagte, die Chanukka-Lichter wären nun längst ausgegangen, wurde es einen Augenblick still im Zimmer, und alle merkten, dass Rosel und Fritz eigentlich sich das alles gar nicht recht erklären konnten. Fragen, sehr viele Fragen standen ihnen auf den Lippen, aber sie wussten nicht, welche sie zuerst tun sollten. Da begann der Vater die Chanukka-Geschichte zu erzählen.

„Chanukka ist ein fröhliches Fest“, sagte er, „aber die Chanukka-Geschichte ist gar nicht fröhlich, sondern wild und groß, und nur ihr Ende ist froh. Sie ist mehr als zweitausend Jahre her, und sie fing beinahe wie ein Märchen an: Es war ein König

Aber ihr könnt euch gar nicht vorstellen, was für ein König das war, dieser Antiochus Epiphanes. Er herrschte über Syrien, und auch Palästina, das Land unserer Väter, gehörte zu seinem Reich, dem einen Rest des geteilten Griechenreiches Alexanders des Großen, aber das war ihm nicht genug, er wollte mehr Land haben, er wollte Ägypten erobern. Er schlug den König von Ägypten in die Flucht, gewann manche Schlacht und zog siegreich weiter, bis eine größere Macht ihm ein Ziel setzte. Diese Macht, die Weltmacht jener Zeit, war ja, wie ihr in der Schule gelernt habt, das alte Rom. Ein römischer Senator trat dem König Antiochus Epiphanes entgegen, nahm seinen Stab zog damit um den König Antiochus einen Kreis in den Sand und sagte: „Noch ehe du aus diesem Kreis austrittst, hast du auf ganz Ägypten zu verzichten und musst schwören, dass du sofort kehrt machst — oder

es gibt Krieg mit Rom!“ Darauf konnte es der König nicht ankommen lassen, und knirschend zog er ab.

Antiochus war nun überhaupt ein merkwürdiger Mensch. Er war gewiss hochfahrend wie mancher König, aber dann wieder wollte er sich beim niedern Volke beliebt machen, und so erschien er gern unversehens, wenn junge Leute irgendwo zechten, und wollte mittrinken und mitsingen. Aber um den Spaß recht fein zu machen, brachte er dann gern seine königliche Musikkapelle mit, und da ahnten die jungen Leute meist nichts Gutes, standen auf und liefen fort. Oder er verkleidete sich als ganz gewöhnlicher Bürger und ging in die öffentliche Badeanstalt, aber gleich ließ er sich wieder die kostbarsten Salben bringen, und schon wussten die anderen Bürgersleute, mit denen er wie mit ihresgleichen hatte reden wollen, wer er war, hielten ihn für verrückt und mieden ihn. Je mehr er sich an sie herandrängte, desto mehr entfernten sie sich von ihm. Er hatte den Ehrgeiz, mit mehr Vermögen zu protzen, als er besaß, und am meisten quälte es ihn, dass er Ägypten aufgeben musste, bloß weil ein Römer es wünschte.

Auf seinem Rückmarsch kam er durch Palästina. Da hatte es schon vorher nicht mehr ganz schön ausgesehen, denn der Regierung zuliebe hatten viele Juden angefangen, auf ihr Judentum zu verzichten und stattdessen griechische Sitten zu halten. Wir wollen uns nicht von unserer Umwelt unterscheiden, sagten sie, denn nur weil wir uns immer abgesondert haben, werden wir bedrückt. Und so hielten sie nichts mehr

vom Judentum, wurden abtrünnig und baten die Regierung, griechisch leben zu dürfen. So dachten aber nicht etwa alle Juden, im Gegenteil, die meisten blieben dem Glauben und der Lebensweise der Väter treu, und der Regierung war das ein Dorn im Auge. Als nun Antiochus Epiphanes mit seinem Heer aus Ägypten kam, das er erobert hatte und nicht behalten durfte, da war seine Wut grenzenlos, und an wem sollte er sie auslassen, wenn nicht an den Juden, durch deren Land er zog? Er kam nach Jerusalem, drang in den Heiligen Tempel ein, raubte die goldene Opferstätte, den Leuchter und die Geräte, alles Gold, ja, selbst von den Wänden schälte er das Gold ab, nahm alles Silber und verborgene Schätze und sogar den Vorhang mit. Inzwischen hausten seine Truppen im Lande nicht besser; sie mordeten, räuberten und plünderten, dass es kaum zu ertragen war, und Trauer, Klage, Not und Schande war über ganz Israel.

Man lebte zwei Jahre so, aber es war kein Leben. Dann aber wurde es noch schlimmer. Antiochus schickte einen seiner hohen Beamten mit einem mächtigen Heer; der kam und sagte, er bringe den Frieden. Aber es war eine List, mit der er die Juden nur unschädlich machen wollte. Denn plötzlich fiel er über die Stadt her, hauste noch ärger als Antiochus vorher, mordete und räuberte, baute eine Festung mitten in die Davidstadt, so dass er gewaltig und sicher über Jerusalem lag und lauern konnte wie die Katze über der Maus. Da flohen die treuen Juden aus ihrer Stadt. Das Furchtbarste war die Verordnung, die Antiochus nun

erließ. Er verbot, den jüdischen Glauben auszuüben, und verhängte über jeden, der vom Glauben der Väter nicht abfiel, die Todesstrafe. Er gebot, den griechischen Göttern zu dienen und zu opfern statt unserem unsichtbaren Gott, und wer es ablehnte, so zu tun, sollte getötet werden. In den kleinsten Städten gab es Aufseher der Regierung, die über die Befolgung der königlichen Vorschriften wachten, und überall gab es schwache Juden, die in der Not abtrünnig wurden. Aber es gab auch Männer in Israel, die lieber starben.

Aber nicht genug damit, dass der Tempel verunreinigt und zu einem Götzentempel gemacht war, nicht genug damit, dass die Feinde im jüdischen Heiligtum schwelgten und prassten, nicht genug damit, dass es nun weder Schabbat noch Feiertage mehr im Lande gab — man zwang auch die Juden noch, all diese Gottlosigkeit und den Götzendienst mitzumachen. Da war zum Beispiel ein alter, vornehmer und gelehrter Mann, namens Eleasar, den zwangen sie, Schweinefleisch zu essen; aber er aß nicht. Sie sperrten ihm mit Gewalt den Mund auf, aber er aß nicht. Sie folterten ihn, aber er aß nicht. Da hatten sie Mitleid mit ihm oder sie taten doch so, und sie wollten wenigstens, dass es so aussähe, als wenn er nachgäbe, denn sie versprachen, ihm Fleisch zu geben, das er essen dürfte, und er sollte sich nur so stellen, als wenn er Schweinefleisch äße, dem König zuliebe und seinem Leben zuliebe, aber er aß nicht. Er sagte trocken: „Mein Leben lang habe ich mich gut jüdisch gehalten, nun bin ich eisgrau geworden, schickt mich immerhin unter die Erde ins

Grab. Was würden denn die jungen Leute denken, wenn ich mit meinen neunzig Jahren plötzlich anfinge zu heucheln? Das wäre mir eine ewige Schande. Was habe ich schon davon, wenn ich jetzt der Strafe der Menschen entginge? Gott kann ich doch nie entgehen. Dann will ich jetzt wenigstens fröhlich sterben, wie es mir altem Manne wohl geziemt, und der Jugend mit gutem Beispiel vorangehen.“ So sprach der neunzigjährige Eleasar. Man brachte ihn auf die Folter und quälte ihn zu Tode.

Ebenso nahm man eine Mutter mit ihren sieben Söhnen in Untersuchungshaft, weil sie sich weigerten, verbotenes Fleisch zu essen. Als man sie verhören wollte, sagte der Älteste: „Was fragt ihr so viel? Wir wollen lieber sterben, als Gottes Gebot verletzen!“ Der König Antiochus, der das Verhör leitete, wurde zornig und ließ den Ältesten zu Tode quälen, und die Mutter und die Brüder mussten es mitansehen, wie er so verstümmelt und dann verbrannt wurde. Den zweiten Bruder skalpierten sie erst und fragten dann, ob er Schweinefleisch essen wollte. Aber er sagte nur: „Nein, ich will nicht!“, und sie marterten ihn erst recht, doch noch im Sterben rief er dem König zu: „Du verruchter Mensch! Du kannst mir wohl dieses Leben nehmen, aber Gott wird uns zum ewigen Leben auferwecken!“ Der dritte kam nun an die Reihe und zeigte sich in der Marter so heiter, dass der König es nicht fassen konnte. „Was liegt an diesen Gliedern?“, rief der dritte. „Gott hat sie mir gegeben, für sein Gesetz lasse ich sie gerne fahren!“ Und er starb heldenhaft wie seine Brüder, wie

der vierte und wie der fünfte, der im Sterben dem König zurief: „Du bist ein Mensch und musst sterben. Und weil du Macht hast auf Erden, so tust du, was du willst. Aber du sollst nicht glauben, dass Gott uns gar verlassen hätte. Warte eine kleine Weile, so wirst du erfahren, wie mächtig Gott ist!“ Und der sechste sagte: „Wir haben es wohl verdient, dass wir so sterben müssen, wir haben uns wohl an Gott versündigt. Dir aber, König Antiochus, der du so gegen Gott tobst, dir wird es nicht so hingehen!“

Dies alles geschah an einem Tage, und die Mutter stand dabei, wie man ihre Söhne, einen nach dem andern, marterte und zu Tode quälte, und sie ertrug den schrecklichen Anblick mit unsäglicher Geduld und Hoffnung auf Gott. Ja, sie tröstete ihre sterbenden Kinder noch und ermunterte sie und sprach ihnen Mut zu. Sie fasste sich ein Herz und sagte! „Ich bin ja eure Mutter und habe euch geboren. Aber euren Atem und euer Leben habe nicht ich euch gegeben, noch habe ich eure Gliedmaßen gemacht. Der alle Welt und alles Leben gemacht hat, der wird euch auch das Leben wiedergeben, das ihr jetzt für sein Gesetz wagt und opfert.“

Der König Antiochus verstand nicht recht, was sie sagte. Und da er in seinem Wahn und tollen Eifer misstrauisch war und von all und jedem fürchtete, es ginge gegen ihn, so meinte er, die Mutter wollte ihn verspotten, und ließ auch ihren siebenten Sohn vor sich bringen. Er überwand sich und versuchte es noch einmal im Guten, indem er dem Jüngsten, der allein noch

am Leben war, mit freundlichen Worten zuredete: „Ich schwöre dir mit einem königlichen Schwur“, sagte er, „wenn du vom jüdischen Gesetz zurücktrittst, so werde ich dich mit Reichtum beschenken und selbst dafür sorgen, dass du ein großer Herr wirst.“ Nun müsst ihr wissen, dass dieser siebente Sohn noch ein Junge war, und als der König ihn mit solchen Aussichten verlocken wollte, da hätte mancher andere sich gewiss bereden lassen. Aber dieser Junge ließ sich nicht klein kriegen. Da ließ der König die Mutter holen und bat sie, dem Jungen doch seinen Starrsinn auszureden, wenn sie nicht auch ihn noch verlieren wollte, und sie meinte, ja, sie würde ihrem Jüngsten schon den Kopf zurechtsetzen. In Wirklichkeit aber war das nur Spott von ihr; denn sie nahm sich ihren Jungen beiseite und

sagte: „Mein liebes Kind, ich habe dich neun Monate unter dem Herzen getragen, drei Jahre hast du von meiner Brust getrunken, und mit großer Mühe habe ich dich aufgezogen, nun hab du doch Erbarmen mit mir. Sieh dir den Himmel über dir an und die Erde unter dir und die ganze Welt — das alles hat Gott aus nichts gemacht. Und so sind auch wir Menschen entstanden. Darum brauchst du vor diesen Henkern keine Furcht zu haben, sondern stirb gern, mein Kind, wie deine Brüder, damit Gott sie und dich wieder lebendig mache und mir zurückgebe.“

Darauf lief der Knabe zurück und rief: „Worauf wartet ihr noch? Denkt nur nicht, dass ich dem Tyrannen gehorchen will! Das Gesetz will ich halten, das unseren Vätern von Gott gegeben wurde. Du aber, König, der du den Juden so viel Leid antust, du wirst Gottes Gericht nicht entgehen! Uns straft Gott um unserer Sünden willen, das ist wahr, aber an mir und meinen Brüdern wird Gottes Zorn sich wenden!“ Als der König das hörte, wurde er toll und verrückt vor Zorn und ließ den Knaben noch grausamer martern als seine Brüder und zuletzt auch noch die Mutter hinrichten.

Da habt ihr nun ungefähr eine Vorstellung, wie es damals in Palästina zuging und was unsere Vorfahren auszustehen hatten, wenn sie dem alten Gesetz treu blieben. Nun gab es aber auch noch Männer unter den Juden, die nicht bloß zum Erdulden Mut hatten. Da war ein Priester Mattitjahu in dem Städtchen Modëin, der hatte fünf Söhne, Jochanan, Schimeon, Jehuda, den

man den Makkabi, d. h. Hammer, nannte, Eleasar und Jonatan. Mattitjahu klagte: „Warum bin ich geboren, die Zerstörung meines Volkes und der heiligen Stadt mitanzusehen und hier stille zu sitzen bei solcher Schmach!“

Viertes Kapitel

DAS VOLK STEHT AUF

Die Beauftragten des Königs kamen in das Städtchen Modëin, um auch da die Juden zum Abfall zu zwingen. Sogleich verrieten auch einige Juden den Glauben ihrer Väter. Aber die Leute des Antiochus wendeten sich an Mattitjahu und sagten: „Du bist das Oberhaupt dieser Stadt und hast viel Anhang und Einfluss hier. Deshalb tritt du als erster vor den Altar unserer Götter und befolge den Befehl des Königs, dann werden alle hier es dir nachtun, und du und deine Söhne, ihr werdet zum Stand der Königsfreunde gehören und Gold, Silber und Ehrengeschenke erhalten.“

Mattitjahu antwortete auf dieses Angebot mit starker Stimme: „Und wenn alle im Reich dem König gehorchen und vom Gottesdienst der Väter abfallen — ich und meine Söhne und meine Brüder niemals!“ Aber kaum hat er zu Ende gesprochen, da geht vor aller Augen ein Mann, ein Jude, an den Altar heran und opfert dem Götzenbild. Das sieht Mattitjahu, und es fährt ihm durchs Herz, und sein Innerstes erbebt, und er lässt seinem Zorn, der so gerecht ist, freien Lauf, springt hinzu, erschlägt den Juden, der geopfert, und

den Sendling des Antiochus, der ihn genötigt hat, und haut den Altar in Stücke. Und dann schreit er mit mächtiger Stimme durch die ganze Stadt: „Jedermann, der für unser Gesetz ist und für unseren Bund glüht, folge mir!“ Seine Söhne und viele andere folgten ihm hinaus aus der Stadt, ins Gebirge. Und viele, die Recht und Gerechtigkeit suchten, zogen ihm nach mit Weib und Kind und Vieh und Hab und Gut, denn unter der Herrschaft des Antiochus war nicht mehr zu leben für sie.

Es sammelte sich eine Anzahl solcher Flüchtlinge. Dem Antiochus wurde gemeldet, dass sie sich in den Schlupfwinkeln der Wüste und in den Höhlen des Gebirges verbargen, und er schickte eine Armee gegen sie aus. Dieses Heer nahm ihnen gegenüber Quartier und bereitete für den nächsten Schabbat alles zur Schlacht vor. Und am Schabbat schrien sie zu den Juden hinüber: „Genug jetzt! Kommt heraus und beugt euch dem Gebot des Königs! Dann soll euch das Leben geschenkt sein!“

Aber die Juden schrien zurück: „Wir kommen nicht! Wir beugen uns nicht. Wir entheiligen nicht den Schabbat!“ Da griffen die Soldaten sie blitzschnell an und erstürmten die Felsen. Und kein Jude wehrte sich, keiner rührte die Hand, keiner warf auch nur einen Stein, weil sie den Schabbat nicht entheiligen wollten: „Mögen wir in unserer Unschuld sterben“, sagten sie. „Himmel und Erde sind unsere Zeugen, dass ihr uns wider alles Recht mordet!“ Und es fielen an tausend Mann.

Als Mattitjahu und die Seinen, die sich in anderen Schlupfwinkeln verbargen, dies erfuhren, da verzweifelten sie fast vor Trauer. Wenn wir alle so handeln, besprachen sie sich, und nicht um unser Leben kämpfen, dann werden wir bald ausgerottet sein. Nein, wenn uns einer am Schabbat angreift, so wehren wir uns und schlagen die Schlacht!

Und immer mehr fromme und kühne Juden stießen zu ihnen. Wer nur der Schreckensherrschaft des Antiochus entkommen konnte, trat der Schar des Mattitjahu bei, und im Lande entbrannte der bewaffnete Aufstand. Wo sie nur auf ihre Feinde stießen, da schlugen sie sie und jagten sie aus dem Lande. Mattitjahu und seine Söhne zogen mit kleinen Trupps umher, tauchten unvermutet wie aus dem Erdboden auf, rissen die Altäre nieder und sorgten, wenn's Not tat, mit Zwang, für die Wiederherstellung des jüdischen Gottesdienstes.

Das alles ging nicht Schlag auf Schlag, und der alte Mattitjahu sollte das Ende des Befreiungskrieges nicht mehr erleben. Als er fühlte, dass er sterben musste, rief er seine Söhne zusammen und ermahnte sie, einig zu bleiben und immer von neuem ihr Leben für das Judentum einzusetzen: „Steht männlich und stark zur Thora, meine Kinder! Durch sie werdet ihr groß und herrlich werden! Da, euer Bruder Schimeon ist ein kluger Ratgeber, auf ihn sollt ihr hören, er soll euch Vater sein! Und Jehuda, der Makkabi, ist ein Held von Jugend an, er soll euer Heerführer sein und euren Krieg führen! Sammelt euch alle, die zum Gesetz

stehen! Rächet, was man eurem Volke angetan hat! Straft, straft die Heiden! Haltet fest zum Gesetz!“ Dann segnete er sie alle fünf und starb, und sie begruben ihn zu Modëin in der Gruft seiner Väter, und das ganze Volk hielt schwere Totenklage um ihn.

Der Kampf ging weiter, zuerst nur als Krieg von kleinen jüdischen Trupps, die aber der syrischen Besatzung schon allerhand zu schaffen machten. Es muss etwas geschehen, sagte sich der König Antiochus und ließ einen seiner Generäle mit einem starken Heer gegen die Juden vorgehen. Der Führer der jüdischen Aufständischen war nun Jehuda, der Hämmerer, der war kühn wie ein Löwe, ein Feldherr und Soldat, wie man ihn besser sich nicht wünschen kann. Kaum erfuhr er, dass eine Armee des Königs im Anmarsch war, so war auch er mit seinen Leuten schon zur Stelle, überraschte die Feinde mit einem Überfall, und der feindliche General und viele seiner Soldaten blieben auf dem Schlachtfeld; der Rest floh außer Landes, ihre Waffen, Geschütze und Geräte wurden Jehudas Beute.

Für den König war das ein schwerer Schlag, und sein Generalfeldmarschall Seron, der den Ehrgeiz hatte, den Aufstand niederzuwerfen und sich dadurch einen großen Namen zu machen, zog nun mit einem neuen, gewaltigen Heer nach Palästina.

Jehudas Mannschaften sichtigten dieses neue Heer bei Bet Horon und waren fast verzagt. Wir sind so wenige, sagten sie, wie können wir gegen so eine mächtige Armee kämpfen? Und gar heute noch kämpfen, da wir so ermattet sind? Sie hatten nämlich an

diesem Tage nichts gegessen, aber auch sonst wäre es ein aussichtsloser Kampf gewesen, so wenige gegen eine Übermacht von geübten Berufssoldaten! Doch Jehuda feuerte seine Leute an, dass der Sieg nicht von der zahlenmäßigen Übermacht abhängig sei; nicht von der Zahl, sondern von Gott komme die siegende Kraft. „Vermessen und gemein ziehen sie gegen uns, morden unsere Frauen und Kinder und plündern, dazu führen sie Krieg, wir aber kämpfen für unser Leben und für unsere Thora!“ So sprach Jehuda, und zu einer weiteren Unterhaltung ließ er es nicht kommen, sondern riss sein Schwert heraus und stürzte sich, allen voranstürmend, mitten in die Feinde, und seine Getreuen stürmten ihm nach. Und auch diesmal gewann er den Sieg, Seron mit seinem Heer wurde zerschmettert. Da erhob sich die Furcht vor Jehuda, und der Schrecken, den er allen Feinden einflößte, machte seinen Namen berühmt.

Nun holte der König Antiochus, in Zorn entbrannt, zu einem großen Schlage aus. Er sandte Boten in alle Provinzen seines Reiches, vom Euphrat bis Ägypten, und sammelte alle seine Soldaten. Er öffnete alle seine Schatzkammern und zahlte ihnen den Sold für ein ganzes Jahr voraus. Da aber sah er, dass sein Geld nicht mehr ausreichte; denn der Krieg gegen die Juden hatte Geld verschlungen, und die Versuche, die Juden zu bekehren, hatten auch viel Geld gekostet, und die protzigen Launen, mit denen er imponieren wollte, waren besonders kostspielig. So zog Antiochus selbst nach Persien, um dort Steuergelder einzutreiben, und

schickte seine Armee, nämlich vierzigtausend Mann Infanterie und siebentausend Mann Kavallerie unter drei Generälen, nach Palästina; die schlugen bei Emmaus ihr Lager auf, und da sie mit ihren Geldern knapp waren, ließen die Generäle Sklavenhändler kommen, um gleich Geld von ihnen für die Juden zu erhalten, die sie gefangen nehmen würden. Jehuda und seine Brüder waren jetzt in einer schwierigeren Lage als je zuvor. Das jüdische Volk war trostlos vor Not, Jerusalem leer wie eine Wüste, und in der Burg lag noch die feindliche Besatzung. In Mizpa, Jerusalem gegenüber, hielt Jehuda eine letzte Heerschau. An diesem Tage fasteten seine Getreuen, sie stießen in die Posaunen und schrien zu Gott, dann ernannte Jehuda Hauptleute über seine Streitmacht und Unterführer über je zehn, je fünfzig, je hundert, je tausend Mann. Wer sich kurz zuvor ein Haus gebaut, wer geheiratet, wer einen Weinberg gepflanzt und wer keinen Mut hatte, die alle schickte er nach Hause. Die übrigen brachen auf und lagerten südlich von Emmaus, während ihnen Jehuda zum letzten Male einschärfte, auf Gott zu vertrauen, sich tapfer zu halten und lieber in der Schlacht zu fallen als das Unglück und die Schande des Volkes und des Heiligtums mitanzusehen.

In der Nacht wählte der eine von den Generälen, Gorgias, die besten syrischen Truppen aus, fünftausend Mann Fußvolk und tausend Reiter, um unter dem Schutze der Dunkelheit die kleine jüdische Streitmacht im Lager zu überfallen und zu vernichten, ehe sie sich besinnen konnte. Aber Jehuda hatte gute Kund-

schafter, er wusste Bescheid und brach mit seinen Kriegern ebenfalls in der Dunkelheit auf, und zwar nach Emmaus auf die Hauptmacht der dort lagernden Feinde los. Als nun Gorgias in Jehudas Lager kam, da fand er niemand mehr vor. Ach so, dachte er, Jehuda weiß Bescheid und ist ins Gebirge geflohen? Aber er soll mir nicht entkommen! Und so zog Gorgias mit seinen Leuten ins Gebirge.

Als es Tag wurde, stand Jehuda mit dreitausend Mann in der Ebene vor Emmaus und sah das Kriegslager der feindlichen Hauptmacht, das von Reitern ringsum gedeckt, gewaltig und wohlgerüstet war. Sie selber aber, die Juden, hatten nicht einmal Schwerter und Schilde, wie sie gewünscht hätten. „Fürchtet euch nicht, dass sie zahlreich sind!“, begann Jehuda eine kurze Ansprache an seine Dreitausend, „werdet nicht bange vor ihrer Sturmkraft! Denkt doch daran, wie unsere Vorfahren am Roten Meer errettet wurden, als Pharao mit seinem Heer sie verfolgte. So lasst uns auch heute zum Himmel schreien, dass unser Gott uns nicht vergesse!“ Und damit begann er den Sturm. Inzwischen hatten die Feinde sie erspäht, traten aus dem Lager und stellten sich kolonnenweise zur Schlacht. Jehudas Trompeter stießen ins Horn. Die Heere trafen aufeinander. Die Juden kämpften wie die Löwen. So sicher, so tollkühn, so todesmutig und so unaufhaltsam drängten sie vor, als wenn ihnen Hunderttausende gefolgt wären. Schon wandten die ersten Feinde sich zur Flucht. Und bald war die Flucht heillos und allgemein, und wer von den Söldnern nicht das Weite suchte, der

fiel durchs Schwert, und weithin ausschwärmend verfolgten die Juden die übrigen.

Da ließ Jehuda Halt blasen und seine Leute von neuem antreten. „Jetzt verfolgt sie nicht weiter“, rief er ihnen zu. „Unsere Arbeit ist noch nicht getan, noch ist Krieg gegen uns. Gorgias sucht uns noch im Gebirge, wir wollen uns ihm stellen und dann, dann dürft ihr Beute nehmen!“ Jehuda hatte noch nicht zu Ende gesprochen, als die Vorhut des Gorgias aus einem Engpass hervorkam und sah, was in der Ebene vorging: da flohen die ihrigen, da brannte das syrische Lager vor Emmaus! Als die Leute des Gorgias das entdeckten, begannen sie vor Angst zu zittern, und als sie gar Jehudas Heer sahen, das bereit war, sie zu empfangen, da waren auch die Söldner des Gorgias nicht mehr zu halten und flohen, so rasch sie nur konnten. Nun plünderten die Juden das Lager und eroberten große Schätze. Doch auf dem Rückmarsch sangen sie Gott ein Preis- und Danklied; denn herrliche Hilfe war Israel an diesem Tage geworden.

Die Geflüchteten kamen und meldeten ihrem Kriegsherrn, was geschehen war, und ihr Führer war erschüttert und verzweifelt; denn nicht, wie er gewollt, und nicht, wie der König Antiochus befohlen hatte, war es gekommen.

Fünftes Kapitel

DAS LICHTERFEST

Jehuda und seine Brüder aber sprachen: „Jetzt sind unsere Feinde zerschmettert. So lasst uns hinaufziehen nach Jerusalem und das Heiligtum reinigen und die Weihe des Heiligen Tempels erneuern!“ Und das ganze siegreiche Heer sammelte sich und zog nach Jerusalem und zum Berge Zion hinauf. Dort fanden sie das Heiligtum verwüstet, die Tore niedergebrannt, in den Vorhöfen wuchs Unkraut, und die Opferstätte war verunreinigt. Da trauerten sie tief, da warfen sie sich zur Erde, sie stießen in die Hörner und riefen zu Gott. Nun aber war noch eine feindliche Besatzung in der Burg, und während eine jüdische Mannschaft diese letzten Feinde noch in Schach hielt, reinigte Jehuda mit einer anderen Mannschaft den Heiligen Tempel, brachte neue Geräte hinein und ordnete alles so, wie es früher gewesen und wie es geboten war. So vollendeten sie die ganze Arbeit und standen in aller Frühe am 25. Kislew auf und brachten zum ersten Male wieder nach dem jüdischen Gesetz das Opfer im Heiligtum dar. Am gleichen 25. Kislew, an dem drei Jahre zuvor Antiochus das Heiligtum entweiht und mit Götzendienst verunreinigt hatte, feierten sie also die Neu-

weihung des Tempels mit Liedern und mit Zithern, mit Harfen und mit Zymbeln. Da fiel das ganze Volk aufs Antlitz nieder, betete zum Himmel, zu Gott, der die Rettung gegeben hatte.

Neuweihe heißt: „Chanukka“; acht Tage feierten sie Chanukka und brachten aus freudigem Herzen Gaben und Spenden für die Errettung und zum Dank. Sie schmückten die Stirnwand des Tempels mit goldenen Kronen und Schildchen, sie erneuerten ihn von den Toren bis ins Innerste. Und ein für alle Male setzten Jehuda und seine Brüder mit der Gemeinde Israel fest, dass Jahr um Jahr, vom 25. Kislew an, in Freude und fröhlichem Tun acht Tage Chanukka gefeiert werden sollen.

Als Jerusalem noch dem König Antiochus gehörte, brannte auch die ewige Lampe im Tempel nicht mehr. Als Jehuda das Heiligtum reinigte und die erloschene ewige Lampe wieder anzünden wollte, war nur ein kleines, versiegeltes Krüglein Öl noch vorhanden, das die Heiden nicht verunreinigt hatten. Aber ein Wunder geschah, und das winzige Krüglein reichte für acht Tage, und es war hell im Tempel. Seitdem zünden wir diese acht Tage lang Lichter an zur Erinnerung an das Wunder, allabendlich ein Licht mehr.

So, Kinder, das ist die Chanukka-Geschichte“, sagte der Vater und machte eine Atempause.

„Und wie geht sie weiter?“, fragte Rosel.

„Wie es weiter ging? Ja, wirklich, die Makkabäer-Geschichte — denn die Getreuen des Jehuda Makkabi und vor allem seine Nachfolger nennt man die Makka-

bäer — geht noch weiter. Die Unabhängigkeit des jüdischen Reiches war zwar für Jahrhunderte erkämpft, aber der Krieg gegen die Juden war noch nicht zu Ende. Antiochus starb voll Verzweiflung über die Niederlage seiner Truppen und voller Reue über alles, was er den Juden angetan hatte, und sein Sohn Antiochus Eupator folgte ihm auf dem Thron. In Jerusalem in der Burg saß aber immer noch eine syrische Besatzung. Jehuda belagerte die Burg, einige von den Belagerten entkamen zum König Eupator und bewogen ihn, einen neuen Kampf gegen Jehuda aufzunehmen. Die Armee, die jetzt heranrückte, betrug hunderttausend Mann zu Fuß und zwanzigtausend zu Ross, dazu zweiunddreißig gut dressierte indische Kriegselefanten.

Als sie ins Land kamen, musste Jehuda die Belagerung der Burg abbrechen und sich ihnen stellen. Der König ließ seine Armee noch vor Tagesanbruch in Schlachtordnung antreten und die Trompetensignale geben. Den Elefanten hielt man roten Wein und Maulbeersaft vor die Nase, damit sie nur recht wild und gereizt wurden. Die Einteilung war so, dass zu jedem Elefanten tausend Mann zu Fuß in Eisenhelmen und Eisenpanzern und fünfhundert Reiter kamen, und die Elefanten, auf deren Rücken große Holztürme mit zweiunddreißig Schleuderern und Speerwerfern darin waren und auf deren Hals je ein Inder als Leiter des lebendigen Tanks saß, gingen zuerst in die Schlacht. Die Sonne ging auf und schien auf die goldenen und erzenen Schilde, dass die Berge rings wie Feuer leuchteten, und vorsichtig, zur Hälfte oben im Gebirge, zur

anderen Hälfte unten im Flachland, kam die Armee näher, mit unheimlichem Getöse und Getümmel.

Wieder entbrannte die Schlacht, und die Tapferkeit der Juden erzwang sich Erfolge, sechshundert Syrer fielen gleich zu Beginn. Nun erspähte Eleasar, Jehudas jüngerer Bruder, einen Elefanten, der mit königlicher Rüstung gepanzert war und über alle anderen hinausragte. Da meinte er, auf diesem Tier ritte der König, und Eleasar wollte sich opfern, um sein Volk zu retten. Tollkühn raste er mitten in die feindliche Schlachtordnung hinein, hieb sich eine Gasse, indem er rechts und links niederschlug, wer ihm im Weg war, hieb sich einen blutigen Keil und stürmte unter den riesigen Leib des Elefanten. Dann setzte er sein Schwert an und bohrte es von unten dem mächtigen Tier in den Leib. Der Elefant stürzte zur Erde und begrub Eleasar unter sich.

Aber das syrische Heer war doch zu gewaltig. Wie eine Walze zog es gegen Jerusalem, und Jehuda konnte nichts tun als ausweichen, wenn er das Leben der Seinen nicht unnütz aufs Spiel setzen wollte. Eine Festung auf dem Wege musste sich den Syrern ergeben, weil die Lebensmittel nicht mehr ausreichten, allerdings sicherte der König den Juden freies Geleit und Leben zu. Dann belagerten die Syrer das Heiligtum auf dem Zionsberg mit Feuerwurfgeschützen und Steinwurfmaschinen und Geschütztürmen. Mit all den Maschinen konnten die Syrer nicht viel ausrichten: die Juden verstanden sich auch auf diese Art von Kriegstechnik. Aber in den Speichern waren keine Nahrungsmittel mehr, und der Hunger war ein gefährlicherer Feind als der Syrerkönig. Nun ging es aber dem Syrerkönig nicht viel besser, denn auch seine Vorräte waren nur noch gering, und auch seine Mannschaft wurde täglich schwächer; dazu wurde ihm gemeldet, dass zu Hause ein Nebenbuhler ihm das Reich wegnähme, während er hier mit den Juden kämpfte. Was sollte er tun? Er gab die Belagerung auf, bot den Juden Frieden an und sicherte ihnen zu, dass sie nach ihrem eigenen jüdischen Gesetz leben sollten. Das war ein ehrenhafter Frieden, und die Juden nahmen ihn an.

Trotzdem gab es noch keine Ruhe im Land. Immer von neuem versuchten die Syrer ihr Glück gegen Jehuda, und wenn die äußeren Feinde schon nachgaben, machten innere Feinde, abtrünnige Juden, nicht geringere Schwierigkeiten. Ein neuer Befehlshaber führte die syrischen Truppen an und ließ sich durch einige

Schlappen, die Jehuda ihm beibrachte, nicht abschrecken, bis schließlich in einer großen Entscheidungsschlacht sein Heer bis auf den letzten Mann vernichtet und ihm selber Haupt und Hand abgehauen wurden.

Immer höher wuchs Jehudas Ruhm, und es zeigte sich, dass er nicht bloß ein kühner Feldherr und Soldat war, sondern ein ebenso großer Staatsmann. Denn er sandte eine Botschaft nach Rom, und der römische Senat, die größte Weltmacht der Zeit, schloss mit den Juden ein Schutz- und Trutzbündnis.

Aber ehe das Bündnis noch die ersten Früchte tragen konnte, kam es von neuem zum Kampf mit den Syrern, und diesmal standen die Juden gegen eine mehr als siebenfache Übermacht. Als Jehudas Mannschaften das sahen, da wurden viele ängstlich und liefen davon. Nur achthundert Mann blieben bei ihm — gegen zweiundzwanzigtausend Syrer! —, und die Schlacht stand bevor. Da zerriss ihm das Herz; er hatte ja keine Zeit mehr, seine Leute zu sammeln. Er verzweifelte. Aber er ließ es nicht merken und rief seinen Getreuen zu: „Los! Wir wollen gegen die Feinde anstürmen! Vielleicht schlagen wir sie!“ Aber die Achthundert meinten: „Das können wir nicht! Das schaffen wir nicht! Weichen wir heute lieber aus, vielleicht haben wir ein andermal, wenn unser mehr sind, bessere Aussichten!“ Da rief Jehuda: „Niemals! Das darf nie sein, dass wir feige weglaufen! Wenn unsere Zeit gekommen ist, so wollen wir auch tapfer und ritterlich für unsere Brüder sterben! An unserer Ehre darf kein Makel sein!“

Jehudas Mannschaft brach auf, dem Feinde entgegen, denen Schleuderer, Bogenschützen und Reiter voranzogen. Von beiden Seiten schwenkte das Fußvolk gegen Jehuda ein. Hörner ertönten auf beiden Fronten. Die Erde erbebte vom Brüllen der Heere, und die Schlacht ward geschlagen vom Morgen bis zum Abend. Jehuda sah, dass der Führer der Feinde mit der Kerntruppe auf dem rechten Flügel stand; da sammelte er rasch seine beherztsten Krieger um sich, stürmte los und zerschmetterte den rechten Flügel. Die Kerntruppe wandte sich und floh. Jehuda nach. Aber der linke Flügel der Syrer wurde herumgeschwenkt und überraschend eingesetzt. Nun wurde Jehuda im Rücken angegriffen. Er wendete seine kleine Truppe, und mit unbändigem Zorn und mit furchtbaren Verlusten wurde weitergekämpft.

In diesem Kampf fiel Jehuda. Wie er fiel, das ist uns nicht mehr überliefert worden. Wir wissen nur, dass die andern flohen. Jonatan und Schimeon trugen ihren toten Bruder fort. Sie brachten ihn nach Modëin und bestatteten ihn in der Vätergruft. Ganz Israel trauerte um ihn und hielt schwere Totenklage: Ach, dass der Starke fiel, Israels Retter!

Nach Jehudas Tode kamen allerlei Verräter wieder aus ihren Verstecken hervor, und eine Hungersnot brach aus; es war, als hätte alles, auch die Erde, die Treue gebrochen. Die Syrer kamen an die Macht, ließen Jehudas Anhängern und Freunden nachspüren und einige unter Hohn und Spott hinrichten. Aber die Getreuen taten sich wieder zusammen und sagten zu

Jonatan: „Seit dein Bruder tot ist, haben wir niemand, der ihm gleichkommt als Streiter gegen unsere Feinde. So haben wir heute dich erwählt. Sei du unser Führer und Feldherr in unserem Krieg.“

Und der Kampf ging weiter. Jochanan, der älteste von Mattitjahus Söhnen, fiel, und Schimeon und Jonatan rächten seinen Tod. Es gab Gefechte und Schlachten, und Jonatan bestand sie und siegte. Und als später in Syrien Thronstreitigkeiten entstanden, erwies auch er sich als geschickter Staatsmann und sicherte die Freiheit des jüdischen Volkes durch vortreffliche Verträge, bis es einem Nachfolger des Antiochus gelang, ihn mit Hinterlist und falschen Versprechungen gefangen zu nehmen und zu töten. Ihm folgte Schimeon, der letzte Überlebende von den Brüdern, und obwohl auch er nach einer erfolgreichen Regierungszeit hinterrücks ermordet wurde, war er der erste, der sein Volk auf Jahrhunderte hinaus gerettet und befreit sehen durfte ...“

Sechstes Kapitel

NÄCHTLICHES ABENTEUER

Wenn man Rosel gefragt hätte, wie der Freitagabend, an dem sie die Chanukka-Geschichte gehört hatte, zu Ende ging, dann hätte sie wohl kaum eine genügende Antwort geben können. Sie wusste nur, dass sie mit den anderen Mädchen in einem der oberen Zimmer geschlafen hatte. Im Dunkeln zogen sie sich aus und huschten in die Betten, und da Rosel sehr müde war, schlief sie sogleich ein. In ihren Traum spielte die Geschichte hinein, die ihnen erzählt worden war, aber wie es beim Träumen vorzukommen pflegt, geriet das Erzählte ein bisschen durcheinander. Eigentlich, dachte Rosel, war es doch eine unheimliche Geschichte, mit so viel Krieg und Schlachten, Waffen und Blut, mit lauter Männern und nur einer einzigen Frau, der Mutter der sieben Söhne. Wenn Rosel sieben Söhne hätte, dachte sie, und der König mit dem merkwürdigen Namen Antiochus Epiphanes käme und verlangte, ihre Jungen sollten Schweinefleisch essen ... ja, was würde sie dann tun? Alle sterben lassen, auch den kleinen Jüngsten? Und bloß wegen . . . Schweinefleisch? Aber nein, es war ja nicht bloß wegen des Schweinefleisches, es ging ja

einfach um alles, um Gott . . . Was so ein König sich bloß vorstellen mochte, dass er wegen ein paar Götzen aus Stein oder woraus sie sein mochten, da so viele Juden hinschlachtete und seine eigenen Soldaten immer wieder antreten, kämpfen und sterben ließ . . . Eigentlich war es gar nicht zu verstehen. Aber er war ja wohl etwas verrückt, dieser König, An — ti — o — chus — E — pi — pha — nes, so hieß er wohl, und mit so einem Menschen konnten nur Helden fertig werden. Rosel selbst, wenn sie damals gelebt hätte, wäre eine Heldin geworden, das war ihr schon klar, ehe sie die Augen fest zumachte, um einzuschlafen.

Dann träumte sie wirklich, dass sie die Mutter von den sieben Söhnen wäre. Aber natürlich spielte sich die Sache in der Wohnung ihrer Eltern ab. Es klingelte, ja, es klingelte gleich dreimal hintereinander, und sie wusste im Traum nicht genau, ob jemand die Klingel abreißen wollte oder ob es vielleicht gar die Feuerwehr wäre. Was ist denn los?, sagte sie ängstlich, wer ist denn da? Und mit diesen Worten ging sie durch den Korridor und öffnete die Tür. Da stand ein riesiger Mann mit bösen Augen und mit zwei scharfen Falten auf der Stirn vor ihr. Auf dem Kopfe hatte er eine goldene Krone, die saß ihm etwas schief und stand ihm gar nicht gut. Aha, dachte Rosel, das ist der König Antiochus E — pi — pha — nes. Hinter ihm standen, den ganzen Treppenflur hinunter bis ins Erdgeschoß, schreckliche Männer mit altmodischen Lanzen und Schildern und machten den roten, neuen Treppenläufer schmutzig mit ihren riesigen Füßen. Wenn das die

Portierfrau wüsste! Nun fasste Rosel sich ein Herz, denn man musste gleich zeigen, dass man keine Angst hatte, und sagte: „Sie wünschen?“

„Sind Sie die Mutter von den sieben Söhnen?“, fragte der König. Er hatte eine Stimme, rauh wie ein Reibeisen.

„Gott sei Dank, bin ich das!“, antwortete Rosel.

„Dann sagen Sie Ihren sieben Söhnen, sie möchten gleich herunterkommen und opfern! Sonst —“

„Wie bitte?“, fragte Rosel, „was sollen meine sieben Söhne?“

Und hinter dem König, der so fürchterlich aussah, stand ein Mann, wahrscheinlich ein General, der es wohl nicht ganz so schlimm meinte. Der wollte Rosel nun erklären, weshalb ihre sieben Söhne herunterkommen sollten, und sagte zu ihr: „Unten ist nämlich ein Schwein. Und Götzenbilder. Und wenn Ihre Herren Söhne herunterkommen und Verräter werden, dann kriegen sie auch Geld, und Sie selber auch, gute Frau!“

Aber Rosel ließ sich selbst im Traum nicht überlisten: „Götzen?“, fragte sie entsetzt. „Und — ein was? Ein — Schwein?“

Der König tat so, als wenn er keine Zeit hätte, viel mit ihr zu reden. Er war schon wütend, dass es so lange dauerte, und schrie sie an: „Wenn Ihre sieben Söhne nicht gehorchen, dann lasse ich ihnen die Köpfe abhauen! Oder sie werden aufgehängt!“

Vor Angst, weil sie doch wusste, wie die Geschichte weitergehen und wie von ihren sieben Söhnen einer

nach dem andern gefoltert und wie am Ende auch sie selbst hingerichtet werden würde, vor Angst also war Rosel so beklommen, als wenn ihr ein ganzer Lastwagen voll mit Eisen auf der Brust läge. Es war ein richtiger Albdruck, und sie stöhnte aus tiefster Seele auf, so dass Ruth, die im Bett nebenan schlief und die einen sehr leisen Schlaf hatte, sich nach ihr umdrehte und, halb aufgewacht, schon nach ihr sehen wollte. Aber während sie sich noch besann, ging Rosels Traum weiter, und der König, dieser Bösewicht, wurde noch ungeduldiger und sah noch viel größer und schrecklicher aus. Man konnte das Gruseln lernen, so guckte er sie an, und die Krone rutschte ihm dabei tiefer in das finstere Gesicht. Aber Rosel war kein zimperliches,

kleines Mädchen, sie atmete tief und sagte mit fester Stimme: „Herr König, meine sieben Söhne sind keine Verräter, wie Sie vielleicht denken.“

„Dann werde ich es ihnen heimzahlen!“, schrie der König.

„Herr König“, sagte nun Rosel und ließ sich von seinem Geschrei nicht imponieren, „dann nehmen Sie mich und lassen Sie mich töten. Aber lassen Sie meine sieben Söhne in Ruhe!“

Kaum hatte Rosel das gesagt, da wurde ihr leichter, denn sie meinte, nun hätte sie ihre sieben Söhne gerettet. Aber im gleichen Augenblick hob der König sein Schwert über sie, dass es lauter Licht blitzte und schaurig drohend strahlte, sie schrie auf und — erwachte. Es war kein König, der sie am Arm hatte, sondern Ruth, die sie aufgeweckt hatte.

Wovon, glaubt ihr, träumte Fritz? Er träumte noch gar nicht, denn so schnell konnte er nach allem, was er an diesem Tag erlebt hatte, nicht einschlafen. Außerdem war es kalt im Zimmer, wo die Jungen schliefen, es war nicht ganz dunkel, und der Baum, auf dessen Zweigen der Schnee fingerdick lag, lugte durch das Fenster. Unten in der Diele lag immer noch das Telegramm. Oder sollte Herr Ruben es nun doch aufgemacht und gelesen haben? Nein, ausgeschlossen! Was mochte nur in dem Telegramm stehen?, dachte Fritz. Er dachte immer mehr daran, und nach einer Weile konnte er sich nicht mehr beherrschen. Er zupfte an der Decke des Bettes, das neben seinem stand und flüsterte: „Du, Walter!“

Walter drehte sich um und fragte: „Was ist los?“

„Walter, schläfst du?“

„Nein. Warum?“

„Ich wollte dich etwas fragen.“

„Was denn?“

„Was mag denn bloß in dem Telegramm stehen?“

„Keine Ahnung.“

„Interessiert es dich denn nicht?“

„Nein, heute nicht.“

„Warum nicht?“

„Weil Schabbat ist.“

Von dem Geflüster war auch Simon aus dem Halbschlaf aufgewacht und aufmerksam geworden. Er kroch ganz leise aus seinem Bett, das hinten in der Ecke stand, und während Walter sich wieder umgedreht hatte, um zu schlafen, schlich er sich zu Fritz und fragte ihn ganz leise, damit niemand es hörte; „Warum willst du es denn wissen?“

„Ach, bloß so, weil es doch ein Telegramm ist. Und vielleicht ist es auch wichtig. Man müsste es doch eigentlich aufmachen und lesen.“

„Aber man darf doch heute nicht.“

„Wenn nun zum Beispiel ich es täte?“

„Ja, darfst denn du es tun?“

„Mir hat es doch niemand verboten. Bei uns —“

„Wollen wir beide hinuntergehen?“

„Gemacht.“

„Aber ganz leise. Sonst geht's uns schlecht.“

Auf den Zehenspitzen und im Hemde, obwohl es kalt genug war, schlichen sie zur Tür, die Simon zu

öffnen verstand, dass sie nicht quietschte, und die er dann nur anlehnte. Darauf stiegen sie Stufe für Stufe die schmale Treppe hinunter und waren nun in der Diele, wo es stockfinster war.

„Jetzt musst du ein bisschen nach rechts, so, dort an der rechten Wand entlang, Fritz, aber ganz leise, dass niemand aufwacht —“

„Du, Simon, ich glaube, da ist jemand — ein Tier —“

„Ach, keine Angst, das ist Prinz. Jetzt musst du einen Schritt nach links, so, jetzt bücke dich, aber wehe, wenn du muckst, und nun nimm das Telegramm!“

Fritz bückte sich, wie befohlen, und tastete mit den Händen nach dem Telegramm. Es kam ihm so vor, als wenn Simon für einen Augenblick ein Fenster oder eine Tür einen Spalt breit geöffnet und dann wieder geschlossen hätte, denn ein eisiger Luftzug ließ ihn erschauern. Gleich darauf drückte ihm Simon etwas in die Hand, und Fritz fuhr zusammen — es war kein Telegramm, sondern etwas unheimlich Scharfes und Glühendes. Er glaubte, seine Finger fingen an zu brennen, er ließ sofort los, und das, was Simon ihm in die Hand gedrückt hatte, fiel zur Erde und zersplitterte mit einem leisen, knirschenden Geräusch. Vor Schrecken war Fritz erstarrt. Er wagte nicht, sich zu rühren, er wollte schreien und beherrschte sich nur mit äußerster Anstrengung. Was Simon ihm anstatt des Telegramms gegeben hatte, war ein Eiszapfen oder Schnee, und das Unangenehmste war, dass ein Splitter davon ihm auf den nackten Fuß gefallen war. Fritz

getraute sich erst, das kalte Zeug von seinem Fuß abzuschütteln, als Simon ihm leise kichernd ins Ohr flüsterte: „Jetzt komm wieder nach oben, damit wir das Telegramm lesen.“

Ganz beschämt schlich Fritz hinter Simon zur Treppe zurück. Er nahm sich vor: Ich will niemals mehr neugierig sein! Er war von Scham und Reue so erfüllt, dass er nicht einmal eine Sekunde auf Simon böse wurde, der ihm doch diesen Streich gespielt hatte. Aber Simon selbst war auch nicht ganz wohl bei der Sache zumute, und so stolperte er gleich bei der untersten Stufe der Stiege. Er polterte ziemlich laut, und Prinz, der unter der Treppe auf seiner Wolldecke lag, fing an, grimmig zu knurren.

Gleich darauf öffnete sich eine Tür unten, es war die Tür des Schlafzimmers der Eltern, und Herr Ruben rief: „He, was ist denn da los?“

Keine Antwort. Fritz drückte sich hinter Simon eng an die Wand, um nur ja nicht gesehen zu werden. Aber es war sowieso zu finster dazu.

„Wer treibt sich denn da auf der Stiege herum?“, fragte Herr Ruben: er rief Prinz heran, als wenn es sich um Einbrecher handelte.

Nun zeigte sich's aber, dass Simon doch ein feiner Kerl war, denn er nahm alles auf sich allein. „Vater“, rief er, „ich bin es ja bloß.“

„Wer? Simon?“

„Ja, ich —“

„Und was machst du denn da mitten in der Nacht?“

Es fiel Fritz auf, dass Herrn Rubens Stimme nun schon viel freundlicher klang. Nachdem er sich schon aufs Schlimmste gefasst gemacht hatte, schöpfte er jetzt wieder etwas Hoffnung, dass alles noch gut auslaufen würde.

Simon antwortete: „Ich — ja, — ich bin hier — bloß so —“

Er stotterte, um keine Lüge zu sagen, und der Vater hielt es für das Beste, nicht weiter zu fragen. Wahrscheinlich fror auch er und war müde. Darum rief er: „Bloß so? Na, dann geh man ‚bloß so‘ wieder in dein Bett und schlafe. Und sieh dich das nächste Mal vor, damit du nicht die Treppe zertrittst.“

Die Tür wurde geschlossen. Simon ging voran nach oben, Fritz dankte ihm stumm, dass die Sache noch glimpflich abgelaufen war, und eine Minute später fingen sie bereits an, ein kleines Kammerschnarchorchester zu bilden: Walters Schnarchen hatte dabei den Ehrgeiz, merken zu lassen, dass er im Stimmbruch war, es fuhr manchmal weiblich hoch und sank dann wieder männlich tief, so dass er vom Knabenalt bis zum Generalbass ganze Notenblätter wegschnarchte; Simon spielte sozusagen die schnarchende Säge, und man konnte direkt Angst bekommen, dass sein Schnarchen die Bettstelle in zwei Teile zersägen würde, und Jakob schnarchte leise und in kleinen Raten, wenn man nicht sagen soll, er stotterte jeden Schnarchton mehrmals an, ehe er ihn zustande brachte. Oder schnarchten sie gar nicht und träumte Fritz nur? Und schnarchte er nicht selber mit? Sonst tat er es wohl nie, wenigstens hatte

er selbst sich noch niemals schnarchen gehört. Aber jetzt lag er in einem fremden, ungewohnten Bett, wahrscheinlich auch auf der falschen Seite, und träumte . . .

Siebentes Kapitel

„ICH BIN EIN JÜDISCHER JUNGE!“

Es gibt verschiedene Arten von Träumen, nicht bloß gute und schlechte, schöne und beängstigende, sondern auch solche, die man mit offenen Augen träumt, zum Beispiel in der Schule (wo man aber lieber nicht träumen sollte) und solche vor und beim Einschlafen und schließlich solche, die man nur im tiefsten Schläfe träumt. Fritz lag kaum wieder ruhig im Bett, als es losging. Die anderen Jungen schnarchten sich eins, das war so eine nette, einschläfernde Musik, und unserem Fritz, der noch ein bisschen zum Fenster hin blinzelte, kam es so vor, als hüpfte ein Eichhörnchen auf den Ast vor dem Fenster. Von den Zweigen fielen einige Bröckchen Schnee herunter, das Eichhörnchen setzte sich so, dass seine kleinen, blanken Äugelchen in das Schlafzimmer gucken konnten, legte den Schwanz — was für einen herrlichen, großen Schwanz! — zurecht, nahm eine Nuss oder Eichel in die kleinen Vorderpfötchen, nagte eine Weile daran, drehte mit den Pfötchen die Frucht ganz schnell hin und her und im Kreise, schon hatte es die

Schale durchgenagt, und nun sagte es: „Fritz, Tiddelfitz, Fritz, Tiddelfitz, komm mit, komm mit!“

Das kann doch nicht mit rechten Dingen zugehen, dachte sich Fritz, seit wann sprechen denn Eichhörnchen? Entweder, sagte er sich, ist das Eichhörnchen kein richtiges Tier oder ich träume schon. Aber das Tierchen schien nicht viel Zeit zu haben, denn es fing schon wieder an: „Fritz, Tiddelfitz, Fritz, Tiddelfitz, komm mit!“

Da meinte Fritz: Und wenn ich auch träume, dem Eichhörnchen will ich doch folgen. Ja, aber wie? Das Bett ist eben erst halbwegs warm geworden, in die Kälte hinaus möchte man nun gerade am allerwenigsten. Wenn das Bett Räder hätte . . . und einen kleinen Motor unter dem Keilkissen . . . ach nein, keine Räder, lieber Kufen zum Schlittenfahren und unten am Fußende eine kleine Deichsel und eine lange Leine.

„Ganz, wie du es wünschest, Fritz Tiddelfitz!“, sagte auch schon das Eichhörnchen und warf den Rest der Eichel weg. Und gleich darauf war die Fensterwand des Zimmers verschwunden.

„Zauberblitz, Fritz Tiddelfitz!“, rief das Eichhörnchen, es machte einen hohlen, krummen Rücken, stellte den Schwanz kerzengerade in die Luft, und sofort hatte das Bett Kufen statt der steifen Holzbeine, am Fußende war eine feine, lange, rote Leine mit Klingelglöckchen aus reinem Silber, das Eichhörnchen nahm sich die Leine allein um und, heidi, sauste es los durch die Schneenacht und zog den Bettschlitten, dass es eine Lust war.

„Schneller, schneller!“, rief der kleine Fritz, und nun flog das Eichhörnchen, und das Bett mit den Kufen flog hinterher durch die Wolken, die knirschten wie frischer, fester Schnee, und das Schnarchen der Jungen wurde immer leiser und ferner. Es scheint doch nur ein Traum zu sein, dachte Fritz, schade, dass die andern nicht mitfahren. Aber ehe er sich noch mehr überlegen konnte, blieb das Eichhörnchen mitten auf einer weißen, weiten Wolke stehen und wischte sich mit seinem großen, rotbraunen Schwanz den Schweiß von der kleinen Stirn. Da war Fritz sehr enttäuscht und fragte: „Eichhörnchen, darf ich bitten, warum hält der Schlitten?“

Da drehte sich das Eichhörnchen um und sagte ganz putzig: „Stumpf und spitz, potz Zauberblitz, wohin befiehlt der kleine Fritz?“

„Ins Makkabäerland!“, befahl Fritz, und gleich ging die Reise weiter über den Mond, der seine altertümliche Zipfelmütze tief über die Ohren gezogen hatte, und am großen Bär vorüber, dem das Eichhörnchen einen Nasenstüber im Vorüberfliegen versetzte, so lustig wurde es. Ich will aber gar nicht träumen, sagte sich Fritz, das geht ja hier wie im Märchen zu, und ich will lieber wach bleiben. In diesem Augenblick war er fest eingeschlafen und wusste eine Weile gar nichts mehr. Und als er dann wieder weiter träumte, da war kein Eichhörnchen mehr zu sehen, und das Bett fuhr nicht mehr als Schlitten über die Wolken, aber der kleine Fritz war im Makkabäerland.

Nun wollt ihr wahrscheinlich wissen, wie es da

aussah. Ach, gar nicht schön. Es war zwar kein Schnee zu sehen, aber das Gebirge war kahl, und in einen Berg ging eine Höhle hinein, so tief und so weitverzweigt, dass man sich darin verirren musste, wenn man sich nicht in acht nahm. Fritz nahm sich sehr in acht. Schon bevor er in die Höhle eintrat, sah er sich nach allen Seiten um, damit auch kein Späher des Königs Antiochus Epiphanes ihn entdecken könnte, denn sonst wären ja alle Juden in der Höhle verloren gewesen. Als er weit und breit keine Menschenseele wahrte, schlich er ganz rasch in die Höhle hinein. Der Eingang war eng und unscheinbar wie ein größeres Fuchsloch. Infolgedessen musste Fritz zuerst auf allen Vieren hineinkriechen. Aber schon nach einigen Schritten verbreiterte sich die Höhle, und bald fand sich Fritz in ihrem Halbdunkel besser zurecht. Er stellte sich auf und konnte nun aufrecht weitergehen.

Plötzlich erscholl von innen her eine Stimme, deren Laut in mehrfachem Echo von den Wänden der Höhle zurückgeworfen wurde: „Halt! Wer da?“

„Gut Freund!“, antwortete Fritz, „ich bin es, ein Jude.“

„Das kann jeder sagen“, antwortete die Stimme. Sie war tief und etwas rau, besonders im Echo.

„Ich will alles tun, was ihr verlangt!“, rief Fritz freudig und stolz. „Ich bin gekommen, um euch zu helfen!“

Es dauerte eine Weile, bis Antwort kam, und inzwischendurch durfte Fritz nicht weitergehen. Ungeduldig

stand er da. Die Menschen da hinten in der Höhle schienen sich zu beraten, wenigstens hörte man eine Art Gemurmelt aus der Tiefe der Höhle, die nun ganz dunkel war. Endlich hörte er wieder die raue Bassstimme: „Es ist ja nur ein kleiner Junge, noch kaum zwölf Jahre alt, den wollen wir lieber wieder zurückschicken zu seiner Mama.“

„Oh, bitte“, rief Fritz, „bitte, schicken Sie mich nicht zurück. So klein bin ich gar nicht. Ich kann bestimmt irgendetwas tun.“

„Was willst du denn tun?“

„Alles, was nötig ist! Geben Sie mir ein Schwert zum Kämpfen!“

„Du könntest es ja nicht tragen.“

„Aber Steine kann ich werfen. Ich habe das beste Ziel von der ganzen Klasse, und im Turnen habe ich „sehr gut“, und auskundschaften könnte ich auch, und wenn ein weiter Weg zu machen ist —“

„Ja, ein weiter Weg. Zu deiner Mama zurück!“

„Oh, bitte, bitte, schicken Sie mich nicht zurück, bitte, lassen Sie mich mitkämpfen, und wenn es sein muss, will ich auch gerne sterben, aber schicken Sie mich nicht zurück, Sie werden es bestimmt nicht bereuen.“

„Na, gut, weil du so bittest, komm!“

Der Mann mit der tiefen Stimme ging vor ihm her, und wortlos tastete Fritz sich ihm nach. Jetzt kam von der entgegengesetzten Seite ein Lichtschimmer, und Fritz sah an den Seiten der Höhle viele Männer mit dunkel glitzernden Waffen. Einige saßen, die meisten

standen stumm und riesengroß wie Denkmäler und sahen kaum zu ihm herunter. Anstatt aber nun immer weiter auf den Lichtschein zuzugehen, bog der Mann mit der tiefen Stimme links in einen Seitengang der Höhle ein, an dessen Ende ein glühend roter Schimmer leuchtete. Und auch hier noch standen und saßen bewaffnete Juden an den Seiten, es war ein unheimliches, unterirdisches Heerlager.

Auf einmal stand Fritz vor dem roten Feuer. Das war am Ende des Seitenganges in einer herdartigen Vertiefung angefacht, und ein kleiner, alter Mann, der wie ein Kobold aussah und herumsprang, warf von Zeit zu Zeit große, schwere Holzscheite in das Feuer.

„Wen bringt Ihr da?“, rief einer von den Männern, die um das Lagerfeuer herumsaßen.

„Ihr scheint einen Riesen gefangen zu haben!“, spottete ein anderer.

„Vielleicht ist es der Sohn des Königs Antiochus Epiphanes?“, meinte der Kobold ganz ernst, aber dabei feixte er, dass Fritz beinahe Angst bekam.

„Wer bist du, mein Junge, und was bringst du uns?“, fragte der erste wieder und stand von seinem Sitz auf der Erde auf, um Fritz genau zu betrachten. Er hatte ein schönes, schmales, edles Gesicht mit einer hohen Stirne und schwarzem Bart. Das muss wohl Jehuda Makkabi sein, dachte Fritz, als er ihn so vor sich stehen sah, und sagte:

„Ich bin ein jüdischer Junge und will alles für euch tun, was ich nur kann.“

„Wie heißest du?“

„Fritz.“

„Gut, Fritz, wir wollen es mit dir probieren.“

„Ach, Herr“, wandte sich der Kobold wieder an den hohen, edlen Mann, „wird denn der Sohn des Königs Antiochus in unseren armseligen Höhlen nicht vieles entbehren müssen, was er in den Palästen seines Vaters bekommt? Wird er es denn aushalten?“

„Ich bin kein Sohn des Königs. Ich bin ein jüdischer Junge!“, rief Fritz empört, und alle Männer horchten auf und sahen zu ihm hinüber.

„Vielleicht verstellt er sich bloß, der Königssohn? —“, fing aber der Kobold wieder an. Es war unerträglich. Wenn ich erst groß und erwachsen bin, dachte Fritz, dann haue ich diesen Kobold dermaßen, dass ihm das Feixen vergeht.

„Das wird sich gleich herausstellen, was mit Fritz los ist“, sagte der erste nun in einer so bestimmten

Weise, dass kein Widerspruch aufkommen konnte. „Fritz, getraust du dich, einen gefährlichen Auftrag zu übernehmen?“

„Darf ich vorher eine Frage tun?“

„Bitte, Fritz.“

„Sind Sie der Jehuda Makkabi?“

„Man nennt mich so.“

„Dann können Sie mir jeden Auftrag erteilen. Dann laufe ich, wenn es sein muss, bis ans Ende der Welt und kämpfe gegen den König — —“

„Nicht so hastig, mein Junge, immer langsam voran. Kannst du Griechisch?“

„Nein, ich bin ja erst in Quarta.“

„Dann musst du sehen, wie du so durchkommst. Kannst du schwimmen?“

„O ja, ich bin Totenschwimmer!“

„Was ist das?“

„Ich habe eine Probe auf eine Stunde Schwimmen bestanden.“

„Gut, Fritz. Also dann geh nach Jerusalem, versuche in die Burg einzudringen, stell fest, wieviel Mann Besatzung darinsitzen, und komm so schnell wie möglich zurück.“

Damit war das Gespräch erledigt, der Kobold machte eine tiefe Verbeugung vor Fritz, seine Hände berührten fast den Boden, und Fritz ging. Der Mann mit der tiefen Stimme, der ihn bis ans Feuer geführt hatte, zeigte ihm nun den Weg zurück bis zum Ausgang aus der Höhle, sah eine Weile heraus, ob auch nichts Verdächtiges sich zeigte, und dann war Fritz sich selbst

überlassen. Was sollte er tun? Wohin musste er sich wenden, um nach Jerusalem zu kommen? Ganz ratlos stand er am Fuße des Berges. Er drehte sich um, vielleicht sollte er zurückgehen und den Mann mit der tiefen Stimme nach dem Weg fragen. Aber nun konnte er nicht einmal den Eingang zur Höhle mehr entdecken. Er war unentschlossen und traurig. Aber ehe er sich noch so recht seiner Verzweiflung hingeben konnte, blieben seine Augen an etwas Braunem hängen, er ging darauf zu und erschrak, denn es machte plötzlich einen Sprung. Das ist doch das Eichhörnchen, dachte Fritz, und nun war er nicht mehr traurig.

„Eichhörnchen“, rief er, „was soll ich machen?“

Aber das Eichhörnchen hatte wohl Eiligeres zu tun, als ihm zu antworten, denn es lief in großen, komischen Sprüngen vor ihm her, es lief immer schneller, und Fritz jagte ihm nach. Es lief einen schmalen Weg entlang, Fritz nach, es sprang über einen schmalen, ausgetrockneten Bach, Fritz nach, es lief einen Hügel hinauf, Fritz nach, aber als er oben ankam, war das Eichhörnchen verschwunden.

Fritz wurde von neuem traurig und sah sich um; da lag vor ihm eine schöne, große Stadt, das war Jerusalem. Befreit atmete er auf. Sobald ich das Eichhörnchen sehe, nahm er sich vor, will ich ihm danken und einen ganzen Berg Eicheln oder Nüsse besorgen. Durch enge Gässchen und breite Straßen ging er, und dann war er vor den dicken Mauern der Burg. Vor dem Tor zur Burg stand eine Schildwache, von Kopf

bis Fuß bewaffnet, und ehe Fritz sich's versah, ging das breite Tor von innen auf, Musik erscholl, und heraus ritt auf einem großen Elefanten, auf dessen Rücken ein hölzernes Haus mit prächtigen Decken und Teppichen hin und her wackelte, der König Antiochus Epiphanes und rief: „Jetzt gehen wir gegen Jehuda Makkabi! Er hüte sich!“ Und nach dem König kamen auf Pferden und zu Fuß Soldaten und Soldaten, dann wieder Elefanten und wieder tänzelnde Rosse und marschierende Soldaten, ein unabsehbarer langer Zug.

Da dachte sich Fritz: Ich will mal lieber schnell in die Höhle laufen und unsere Leute warnen! Und er rannte los wie noch nie.

Als er aber endlich in die Höhle und bis ans Feuer kam, da zischte ihm der Kobold entgegen: „Halt! Hier ist Kriegsrat, da darfst du nicht stören!“

„Ich habe aber eine dringende Meldung zu machen!“ flüsterte Fritz. Sein Herz schlug wie ein Trommelwirbel vor Erregung.

„Hier darf nicht gestört werden!“ sagte der Kobold noch einmal und wollte Fritz wegdrängen. Er hielt ihm, als Fritz nicht weichen wollte, ein Telegramm vor die Nase und sagte: „Sieh mal, selbst dies Telegramm wird nicht geöffnet! Und da willst du stören?“

„Ist denn heute Schabbat?“, fragte Fritz erstaunt.

„Natürlich. Du bist ein jüdischer Junge und weißt nicht einmal, dass heute Schabbat ist?“

„Aber es ist doch Krieg!“

Durch diesen Ausruf wurde Jehuda Makkabi aufmerksam und sah mit gerunzelten Brauen auf die Störenfriede. Zunächst aber sprach er zu den anderen Männern des Kriegsrates:

„Wir schließen unsern Rat und wissen: wir werden uns nicht widerstandslos hinmorden lassen wie unsere Brüder, wenn man uns am Schabbat überfällt. Wir werden uns wehren und kämpfen, solange noch ein Funken Atem in uns ist! Nichts ist uns heiliger als der Schabbat, aber wenn man uns angreift, werden wir uns wehren!“

Darauf erhob er sich mit einer raschen Bewegung, sodass sein edles, bartumrahmtes Gesicht im Widerschein des roten Feuers wie aus Kupfer glänzte, und wandte sich an Fritz:

„Nun, mein Freund, was bringst du uns für Kunde?“

„Ich komme aus Jerusalem. Ich habe gesehen, wie König Antiochus aus der Burg ritt und mit vielen Tausenden von Soldaten, Pferden und Elefanten hierher auf dem Wege ist. ‚Jetzt ziehen wir gegen Jehuda Makkabi, er hüte sich!‘, rief der König, als ich ihn sah. Bald muss er hier sein!“

„Gut. Ich danke dir, mein Junge!“ rief Jehuda und befahl seinen Leuten anzutreten: „Wir wollen aus der Höhle heraustreten und uns zur Schlacht stellen! Uns werden sie nicht niedermachen wie die Mäuse im Loch!“

Aus allen Tiefen der Höhle kamen die dunklen, dröhnenden Rufe der Hörner, die gar schauerlich im Echo widerhallten. Als sie aber aus dem Duster der Höhle stiegen und Mann für Mann ins Freie traten, da bot sich ihren Augen ein unheimliches Schauspiel. Unten im Tal stand die ganze riesige Armee des Antiochus Epiphanes, und grell spiegelte sich die Sonne in den unzähligen Schilden, Speeren und Schwertern, so dass die ganze Landschaft zu brennen schien.

„Bleib an meiner Seite, mein Junge!“ rief Jehuda Makkabi, und stolz und von allen bewundert, folgte ihm Fritz, als sie sich gegen Antiochus in den Kampf warfen. Es war ein grausiges Getümmel, dumpf tönten die Hörner, hell die Fanfaren. Geschrei gellte durch die Luft, Speere, Schilde und Schwerter schlugen mit erzenem Klang aneinander, und plötzlich erblickte Fritz den Elefanten des Königs. Da sah er rasch auf Je-

huda hin, der sich tollkühn gegen die Feinde verteidigte, riss einem von Jehuda hingemähten Syrer das Schwert aus der zuckenden Hand und brach sich damit eine Gasse mitten in die Feinde hinein.

Wie gut, dass ich noch klein bin, dachte er, während er mit beiden Händen das schwere Schwert gebrauchte. Weil er so klein war, konnte er unvermutet zwischen den Beinen der Pferde und der riesigen Feinde sich durchschlagen, bis er unter dem Elefanten war. Mit äußerster Anstrengung stemmte er sich hoch und hieb das Schwert von unten dem mächtigen Tier in den Leib. Da ging ein Zittern durch den Koloss, und ehe sich Fritz retten konnte, stürzte der Elefant hin und zerquetschte ihn

...

„Willst du nicht aufstehen, Fritz?“ rief jemand.

„Ach, ich bin nicht zerquetscht?“ fragte Fritz und öffnete seine Augen. Es war nicht Jehuda, der ihn aufrief, sondern Walter Ruben, aber Fritz war noch zu verwirrt. Er rieb sich den Schlaf und den Makkabäertraum aus den Augen und beeilte sich, denn der freche Simon war schon halb angezogen.

Achtes Kapitel.

„UM DAS HAUS IST EINE DICKE MAUER.“

Und wieder war alles ganz anders, als man sich das zu Hause vorgestellt hätte. Zu Hause, da war das Aufstehen ein Muss, eine Plage, hier draußen war es ein Genuss. Während er aus dem Bett sprang, trällerte Simon ein Lied, Jakob und Walter summten und brummten den Refrain mit. Neben an aus dem Zimmer der Mädchen hörte man Ruth die zweite Stimme dazu vor sich hinsingen. Und auf dem beschneiten Fenstersims schimpften sieben Spatzen im gleichen Takt aufeinander. „Wer wird zuerst fertig?“ rief Jakob, ohne zu stottern und lachte darüber vor lauter Freude, und sogleich beeilten sich alle noch einmal so sehr, sie wuschen sich einer nach dem andern, und einige Minuten später waren sie alle zugleich fertig. Wie sehr erstaunten sie aber, als sie herunterkamen und den Vater, der eine grobe graue Schürze aus Sacktuch umgebunden hatte, mit einem großen Futtertrog in den Stall gehen sahen.

„Ich denke, heute ist Schabbat“, nahm sich Fritz ein Herz zu fragen, „da darf man doch keine Arbeit tun?“

„Es ist schön, dass du darauf achtest“, antwortete ihm später der Vater, während er sich die grobe Schürze abband, „wir dürfen am Schabbat keine Arbeit tun und niemand, auch unser Vieh nicht, eine Arbeit tun lassen. Aber dem Tier Futter zu reichen, das wir gestern schon zurechtgemacht haben, ist keine Arbeit, sondern unsere Pflicht. Und wenn du schon besser Bescheid wüsstest bei uns, dann wüsstest du auch, dass unsere Tiere genau wie wir selber heute besseres Futter bekommen als in der Woche. Zuerst“, schloss Herr Ruben lächelnd, „hat Ruth unserem Kälbchen am Freitagabend sogar Fische und Fleisch angeboten, aber das Kälbchen meinte, es wäre Vegetarier, und so blieb es bei Heu und Klee“.

„Nun wollen wir die Tiere aber allein lassen“, mahnte die Mutter, die immer noch mit den Kindern auf den Stufen zum Hausflur stand, wo es ziemlich kalt war, „sie sollen frühstücken, denn sie haben es mit einem Morgengebet auf ihre Tierweise wohl längst verdient. Wir wollen jetzt auch schnell zum Beten gehen, damit auch wir dann frühstücken dürfen“.

Herr Ruben hatte sich inzwischen noch einmal die Hände gewaschen, den Mantel angezogen und den guten Hut aufgesetzt und ging mit den Jungen nach Schul, während die Mutter mit den Mädchen nachkommen sollte. Nur Ruth sollte mit dem kleinen Joseph zu Hause bleiben.

Als sie wieder durch den Wald und dann über die breite Dorfstraße nach Schul gingen, fragte Fritz: „Beten die Tiere denn auch?“

„Natürlich“, erklärte Herr Ruben ihm die Sache, „jedes Geschöpf betet wohl und dankt Gott auf seine Weise, wenn wir sie auch nicht verstehen. In einigen Wochen zum Beispiel, wenn der Winter vorübergeht und der erste Saft wieder in die Pflanzen steigt, feiern die Bäume ihr Neujahrsfest. Du brauchst dich deiner Frage nicht zu schämen, Fritz, denn so, wie eben du, fragte einmal ein erwachsener Mensch, warum denn die Bäume ein Neujahrsfest haben, sie wären doch eigentlich keine lebendigen Wesen. Darauf schickte man den Menschen, der das glaubte, in den Wald, und er sah sich die Bäume etwas genauer an. Da merkte er schon, dass die Bäume lebendige Wesen sind, auch wenn sie Wurzeln statt Füße haben und damit tief in der Erde stehen, anstatt darauf hin- und herzulaufen. Ja, sagte der Mann, als er aus dem Walde kam, sie leben und sie beten sogar im Chor wie wir. Sie flüstern und rauschen ihre Gebete mit feinen, tiefen Stimmen, sie bewegen sich beim Beten hin und her wie wir und beugen sich vor Gott. Ja, sie haben sogar einen Vorbeter, und im Chor mit ihm beten sie in dem großen schönen Tempel, den wir Wald nennen, und danken Gott für Leben und Gesundheit, für Regen und Wind, für das Sonnenlicht und das Wachstum und für die langen stillen Winternächte, in denen sie unter der dicken Daunendecke aus Schnee schlafen können, ohne zu frieren...“

In der kleinen Schul war der Gottesdienst ausführlicher und für Fritz noch eigenartiger als am Abend vorher. Die Männer hatten jeder einen weißen, schwarzgestreiften Tallit um, auch Walter hatten schon einen,

und Herr Ruben gab Fritz ein Gebetbuch in die Hand, worin neben den hebräischen Gebeten, denen er nicht folgen konnte, Übersetzungen standen, von denen er schon allerlei begriff. Und als gar nach feierlichem Gesang und Umzug die aus der geheimnisvoll mit buntbesticktem Vorhang geschützten heiligen Lade ausgehobene Thorarolle entkleidet und auf dem Vorlesepult entrollt war, und als ein Mann nach dem andern zur Vorlesung aufgerufen wurde, da wandte Fritz kein Auge mehr davon. Wenn ich doch wenigstens so viel wüsste, dachte er, dass ich auch einmal so feierlich zur Thora aufgerufen würde! Oder wenn ich gar so viel könnte, dass ich dem Vorleser die Zeilen mit der feinen silbernen Hand zeigen könnte! Ich will alles lernen, lernen, lernen, beschloss er. Endlich wurde die Thora wieder emporgehoben, zusammengerollt, unwickelt, eingekleidet, mit ihrem Silberschmuck angetan und feierlich in die heilige Lade zurückgebracht. Das Mussafgebet wurde gesprochen, erst leise von der Gemeinde, dann laut mit Gesang vom Vorbeter wiederholt, dann kamen die Schlussgebete, und festlich frohen Mutes ging man nach Hause. Zur Gittertür lief ihnen der kleine Joseph entgegen und rief jubelnd: „Gut Schabbat!“

Der Becher mit rotem Wein stand auf dem Tisch, der schon zum Frühstück gedeckt war, vor dem Platze des Vaters lagen wieder zwei knusprig glänzende Barches unter dem schönen, silberbestickten Samtdeckchen, und wiederum machte Herr Ruben Kiddusch. Fritz und Rosel kam das nun gar nicht mehr so fremd,

sondern schon ganz wohlig heimisch vor, und als alle sich die Hände gewaschen hatten und der Segen gesprochen war, — Fritz und Rosel hatten die Worte noch nicht etwa vergessen —, da aßen sie mit so viel Vergnügen und Appetit, dass ein Vielfraß neidisch geworden wäre. (Und was hätte erst ihre Mutter zu Hause in der Großstadt gesagt, wo Rosel immer „keinen Hunger mehr“ hatte und Fritz meistens mäkelte!) Nur ein Lied wurde gesungen, dann kam das Tischgebet, und dann stand man auf — —

Wie im Fluge verging der Tag, schon zogen trübe Wolken über den Himmel, und in der guten Stube unten wurde es schon langsam finster. Der Ofen war abgekühlt, an den Fenstern wuchsen zarte Eisblumen, und stille und verhalten saß die Familie beisammen. Rosel schmeichelte sich mit einem Lächeln, das ihr beinahe wehmütig zu den Grübchen stand, bei Herrn Ruben ein und fragte schließlich, weil sie die Stille gar nicht recht leiden konnte, warum man denn nicht mehr so lustig wäre wie sonst. Erst nach einer Weile antwortete ihr Herr Ruben:

„Es ist ein bisschen grau draußen, und der Schabbat geht zu Ende. Da legt sich das Grau und die werdende Dunkelheit einem schwer aufs Herz. Wie soll ich dir das erklären, mein Kind? Sieh einmal, der Schabbat ist uns heilig, und in manchen Liedern wird er nicht wie ein Tag, sondern wie eine Königin geliebt und verehrt. Man spricht von der Königin Schabbat, und am Freitagabend ist unser Gebet so, als wenn wir der Kö-

nigin Schabbat entgegengehen, die uns besuchen kommt und die wir freudig und würdig empfangen möchten mit Lied und Gebet. Dann ist die Königin Schabbat bei uns, und wir freuen uns mit ihr wie mit einer Königin, wir tafeln ihr zu Ehren königlich und reicher als die ganze Woche, wir ziehen uns fein an, sind stolz und froh und hochgemut und tun keinerlei Arbeit, um uns nur unserem hohen Besuch ganz widmen zu können. Und solange die Königin bei uns ist, wird sich nichts Niedriges, nicht Hässliches, nichts vom Wochentag, vom Alltag an uns heranwagen. Um unser Haus ist eine dicke Mauer gebaut, die nichts Unkönigliches durchlässt, und wenn wir die Mauer auch nicht sehen und mit Händen greifen können, so ist sie doch da. Jetzt wird es Abend, und die Mauer bröckelt schon ab, die Königin Schabbat rüstet sich schon, uns zu verlassen. Dann fängt die Woche mit ihren Sorgen und Kleinlichkeiten wieder an. und wir sind wieder arme Teufel, die sich herumschinden und abplacken müssen, als wenn sie niemals auch nur von weitem eine Königin gesehen hätten. Aber solange sie noch bei uns ist, wollen wir nicht traurig sein, sondern die Wehmut, die uns beschleicht, herunterschlucken und uns verhalten, wie es in Anwesenheit einer Königin sich geziemt.“

Sie versuchten, heiter zu sein, während es immer dunkler wurde. Als es dann auch draußen finster war und der Schnee auf dem Fensterbrett wie zu verlöschen schien, gingen sie zum Schabbat-Ausgang-Gebet, die breite und heitere Melodie des Ledawid baruch-Psalmes erscholl, und in beschwingtem Tonfall folgten die

abendlichen Gebete, dann die Hawdala, und als man heimging, riefen alle einander „Gut Woch“ zu.

Auch zu Hause war nun alle Beklommenheit vorbei, und das „Gut Woch!“ klang heiter und aufgeräumt aus allen Kehlen, die Stube war licht und freundlich warm, auf dem Tisch stand ein Gläschen Likör, die Bessamim-Büchse und eine geflochtene, bunte Kerze zur Hawdala daneben. Hawdala, erklärte Ruth der Rosel, die ihre Augen noch einmal so weit aufriss, Hawdala ist der Segen, der Schabbat und Wochentag scheidet. Aber sie hatte keine lange Zeit für ihre flüsternden Erklärungen, der kleine Joseph stolzierte bereits aus der Küche herein und trug eine Schachtel Streichhölzer für den Vater in der hoherhobenen rechten Hand, die Mutter kam hinterdrein, so dass nun alle in der Stube versammelt waren. Der Vater entzündete die bunte, zuerst ein wenig knisternde Kerze

und gab sie Fritz zum Halten in die Hand, dem das gar nicht schlecht gefiel, nahm selber in die eine Hand das Glas, in die andere die silberne hohe, turmähnliche Büchse mit der silbernen Wetterfahne oben und sprach laut den Vorspruch und den Segen über das Getränk. Dann stellte er das Glas auf den Tisch, öffnete die Büchse und sprach den Segen über die Gewürze, die darin waren, Nelken, Zimt und andere schön duftende Dinge, hob die Büchse empor und erquickte sich an ihrem Wohlgeruch, und jeder bekam nun der Reihe nach die Büchse zum Riechen. Als alle daran gerochen hatten, näherte er seine beiden Hände dem Lichte und betrachtete sie darin, während er den Segen über die Flamme sprach. Dann nahm er das Licht Fritz aus der Hand und das Glas wieder in die andere, sprach den Schlusseggen, setzte sich, trank von dem Likör, verschüttete einige Tropfen, in denen er das knisternde Licht verlöschte, und dann tranken Walter, Simon, Fritz und Jakob den scharfen Likör aus.

Unwillkürlich griff auch Rosel nach dem Glas, aber die Mutter legte den Finger auf den Mund und sagte: „Frauen und Mädchen trinken nicht bei der Hawdala“.

„Warum nicht?“ fragte Fritz, musste aber erst noch ein paar Male schlucken, weil der Likör doch ziemlich kräftig gewesen war.

„Weil sie sonst Säuferinnen werden und einen Bart bekommen und einen alten Saufsack zum Mann“, rief Hannchen ganz aufgeregt, und alle lachten.

Aber wenn der Schabbat nun auch vorbei war, so hatte der Werkeltag doch noch nicht angefangen. Jetzt

sang man erst die Lieder vom Propheten Elia, dem Vorboten des Messias, der einst uns alle erlösen wird, und ein Lied war immer schöner als das andere.

Dann brachte Ruth den Chanukka-Leuchter, und nun zündete der Vater alle acht Lichter an, und jubelnd sangen alle das Chanukka-Lied mit. Es war kein Schabbat mehr, aber Chanukka, und also ein Fest, und alle möglichen Spiele wurden für den langen Abend vor den Kindern vorbereitet und aus allen Ecken geholt, Schach, Dame, Lotto und vor allem das Trenderl.

Neuntes Kapitel

DAS TELEGRAMM

Herr Ruben ging aus der Stube, um sich umzuziehen und nach den Tieren zu sehen, Frau Ruben in die Küche, um für das Abendbrot zu sorgen, die Kinder in ihre Zimmer, um die Spiele zu suchen. Versonnen und noch ganz benommen von den vielen verschiedenartigen Eindrücken des Tages standen Rosel und Fritz am Fenster und guckten auf den Chanukka-Leuchter mit den acht kleinen gelben Lichtlein und dem Schammes davor, die so golden in die Nacht hinausstrahlten und den Eisblumen der Scheiben einen so eigenartig silbernen Schimmer verliehen. Da hörte Fritz, wie Herr Ruben draußen durch die Diele ging und fragte:

„War da nicht gestern ein Telegramm gekommen?“

„Gewiss“, antwortete die Mutter aus der Küche, „liegt es nicht da auf dem Tischchen in der Diele?“

Nun hatte Fritz sich ja fest vorgenommen, nie mehr in seinem Leben neugierig zu sein, aber jetzt konnte er doch nicht mehr an sich halten, er ging sofort aus dem Zimmer in die Diele. Was stand in dem Telegramm? Aber der Vater kam erst einmal in die Küche und zündete sich eine kleine Zigarre an. Fritz ging ihm nach, als suchte er etwas.

„Willst du auch eine Zigarre rauchen?“, fragte ihn die Mutter lächelnd.

„Ach nein, ich — —“ Weiter kam er nicht. Er war ganz rot geworden und lief wieder zurück. In der Diele blieb er unschlüssig an der Tür stehen.

Der Vater kam zurück, ging zu dem niedrigen Tischchen, nahm das Telegramm aus dem Umschlag, den er mit zwei Fingern geöffnet hatte, las es und wurde blass. Dann las er es noch einmal und schüttelte den Kopf. Dann steckte er das Telegramm in die Tasche, sah sich verwirrt um, bis sein Blick auf Fritz fiel, der sich am liebsten ganz klein oder noch lieber ganz unsichtbar gemacht hätte. Aber Herr Ruben schien ihn doch nicht zu bemerken, obwohl er ganz starr auf ihn hinsah. Es tat Fritz beinahe weh. Trotzdem wollte er eigentlich fragen, was denn in dem Telegramm stände, aber er dachte wieder an sein Erlebnis in der Nacht, das Blut war ihm ins Gesicht geschossen, und die Worte wollten ihm nicht mehr über die Lippen.

Nun nahm Herr Ruben das Telegramm aus der Tasche und las es von neuem. Es war, wie viele Telegramme, kaum zwei Zeilen lang, und im Lesen war Herr Ruben sonst nicht etwa ungeübt. Aber nun war er auffällig bleich und sprach kein Wort und stand noch immer an der gleichen Stelle — da musste irgendetwas nicht stimmen. Und nun brachte es Fritz nicht mehr über sich, die Klinke der Stubentür, die er in der Hand hielt, einfach herunterzudrücken und wieder hineinzugehen, denn er fürchtete, Herrn Ruben aufzu-

schrecken, das wollte er bestimmt nicht. Aber was sollte er tun? Aus der Küche hörte er das Feuer im Herd böllern und knistern und das Fett in der Pfanne bruzzeln und die Mutter laut mit Tellern und Töpfen hantieren. Er hätte alles Mögliche darum gegeben, jetzt bloß nicht hier in der Diele an der Tür stehen zu müssen, und zugleich bedrückte ihn die Furcht, dass etwas Schlimmes in dem Telegramm stehen könnte. Wieso machte Herr Ruben sonst so ein Gesicht, dachte er. Es tat ihm unheimlich leid, dass Herr Ruben betrübt werden sollte. Ihn und die ganze Familie hatte er in diesen beiden Tagen so von Herzen liebgewonnen, dass er ihnen allen am liebsten jeden Gefallen getan und jeden Wunsch von den Augen abgelesen hätte, und nun kam solch ein rätselhaftes Telegramm, und Herr Ruben stand wie versteinert da. Wie schade! Aber dann besann sich Fritz darauf, dass das Telegramm schon seit Freitagnachmittag da war. Wenn es eine schlimme Nachricht enthielt, wie gut, dass es erst jetzt geöffnet wurde! Es hätte sonst diesen ganzen herrlich schönen Schabbat verdorben! Wie hätte Herr Ruben die Makkabäergeschichte erzählen und alles andere erklären und die Semiot so herzensfroh singen und den Tag mit solcher königlichen Ruhe vollenden können, wenn er das Telegramm geöffnet hätte! Und wenn er selbst, Fritz, gestern Nacht wirklich dazu gekommen wäre, das Telegramm aufzumachen, welches Unglück hätte das gebracht! Die ganze Familie wäre vielleicht den ganzen Tag so versteinert gewesen wie jetzt Herr Ruben. Nein, ein Glück, dass ihm der freche

Simon statt des Telegramms den Eiszapfen in die Hand gedrückt hatte! Sonst —

Nun bewegte sich Herr Ruben wieder. Er hatte ein feines und, wie es Fritz schien, schmerzliches Lächeln, er faltete das Telegramm zusammen, steckte es wieder in die Tasche und ging in sein Schlafzimmer. Nun wird er es den andern verschweigen, sagte sich Fritz, denn er will wenigstens ihnen den Kummer ersparen. Was hätte ich da anrichten können!

„Fritz“, rief der Vater plötzlich und unterbrach die Gedanken des Jungen, „wann sollt ihr denn eigentlich wieder nach Hause fahren?“

„Mutti sagte, heute Abend erwartet sie uns, aber wann der Zug geht, weiß ich noch nicht“, antwortete Fritz dienstbeflissen, und es wurde ihm noch schwerer ums Herz, weil er erinnert wurde, dass sie schon wieder fortmussten.

Geh, mein Junge“, rief der Vater aus dem Schlafzimmer weiter, „geh nach oben, hol dir den Simon und lauf mit ihm rasch durch den Wald ins Dorf zur Poststelle. Erkundigt euch nach den Zügen und schreibt alles gut auf. Ich fahre mit euch in die Stadt.“

Während Fritz seinen Auftrag gehorsam mit Simon erledigte, war Rosel allein im Zimmer mit dem Chanukka-Leuchter. Es war ganz still im Raum, kein Fenster und keine Tür war offen, und doch standen die Flämmchen der Lichter nicht stille, sondern wendeten sich mit einem fast unhörbar feinen Geräusch einmal hierhin und einmal dorthin, als wären es kleine goldene Feuerseelchen, die einander dies und das ins

Ohr zu flüstern haben. Als sie aber wohl etwas zu viel flüsterten, so dass sogar eine Eisblume an der Fensterscheibe ihr winziges Köpfchen mit den silberweißen Ringellöckchen hängen ließ und ihre zarten Ärmchen mit den stecknadelkopfkleinen, aber länglichen Blättchen emporhob, da drehte sich der Schammes im Chanukka-Leuchter ärgerlich um und pfiß alle miteinander an:

„Was habt ihr denn zu erzählen?
Seid doch still, ihr Flüsterseelen!“

Aber das erste Licht antwortete ihm gleich:

„Was hat der denn zu krakehlen,
Wenn wir uns etwas erzählen!“

Und das zweite Licht fügte hinzu:

„Dieser Schammes, unser Diener,
Tut, als wär' er schon Rabbiner!
Er hat uns bloß anzuzünden
Und sonst gar nichts zu verkünden!“

Darauf machte der Schammes, wie man zu sagen pflegt, einen Rückzieher:

„Ihr Lichtlein, heute all vereint.
Verzeiht, es war nicht böß gemeint!“

Und nun begannen die andern Lichtlein wieder mit ihrem ersten Gespräch:

„Wie kurz ist doch das Fest bemessen,
Acht Lichter nur — und dann vergessen.“

„Ach nein, so schnell vergisst kein Kind
Uns Lichter, die ihm Zeichen sind

Fürs Quäntlein Öl im winzigen Krug,
Mit Leuchtkraft für acht Tag' genug!“

„Und ich erstrahl' in goldner Schöne,
Der Mutter gleich der sieben Söhne;
Sie liebte alle inniglich
Und opferte doch sie und sich,
Eh' ihre Glaubenskraft erblich.“

„Und meine Strahlen mögen melden,
Dass die Erinnerung nie entwich
An Mattitja und seine Helden!“

„Ich strahle goldne Feuerrosen
Den unvergessenen Namenlosen,
Sie fielen ohne Kampf und rein,
Um nicht den Schabbat zu entweihn.“

Und zu guter Letzt wagte auch der Schammes
wieder ein Wörtchen dreinzureden, aber nun klang es
schon ganz anders:

„Da jedes Licht so recht und schlicht
Zu Gottes Preis und Danke spricht.
So fehle auch der Schammes nicht,
Des Licht zwar selbst nicht von Gewicht,
Doch angezündet jedes Licht.“

Mehr konnte das verträumt und versonnen am
Fenster stehende kleine Rosel von der Flüsterunter-
haltung der Flämmchen nicht hören, denn die Mutter und
Ruth kamen immer wieder in die Stube, um den Tisch zu
decken, und die Eisblume an der Fenster-

scheibe ließ ihre zarten Ärmchen ganz hilflos herunterhängen, während ihr Kopf schon weggeschmolzen war, nur ein paar kleine Ringellöckchen blieben mitten am Fenster kleben, und da musste Rosel doch lachen, weil die Eisblume es so eilig hatte, zu verschwinden, dass sie ganz vergaß, ihre Frisur mitzunehmen. Und die Jungen kamen polternd die Treppe herunter, und die Kuh muhte schon gute Nacht, Prinz bellte, und die Spatzen schimpften so keifend, als wenn sie es zum ersten Male täten, und der kleine Joseph trippelte zum Fenster und patschte in die Händchen und rief: „Eichen, Eichen!“ Aber Rosel konnte kein Eichhörnchen entdecken, weder im Zimmer noch am Fenster, und erst, als die Mutter alle zum Abendbrot rief, merkte Rosel, was gemeint war, der kleine Joseph sollte nämlich ein Ei zu essen bekommen.

Inzwischen waren auch Fritz und Simon von der Poststelle zurück und erklärten, dass Herr Ruben mit ihnen in einer Stunde zur Bahnstation gehen müsste, und so wurde es dann auch gehalten.

Als sie aber endlich alle gemütlich um den Tisch herumsaßen und mit einem für Wochentage auch nicht zu knappen Appetit zulangten, da fragte Herr Ruben: „Fritz, kannst du eigentlich gut lesen?“

„Am besten von unserer ganzen Klasse!“, gestand Fritz strahlend.

„Rosel, ist das wahr?“

„Und ob!“

„Na, Fritz, dann lies uns mal allen das Telegramm vor, das wir gestern nicht mehr aufmachen konnten.“

Herr Ruben holte das Telegramm aus der Tasche, reichte es über den Tisch, und Fritz las laut vor:

„HERRN ISAAK RUBEN. HERZLICHEN GLÜCKWUNSCH! SIE HABEN MIT LOS NUMMER 1235467890 DAS GROSSE LOS GEZOGEN! EINE MILLION! ES GRATULIERT LOTTERIE-KOLLEKTEUR ROTSPOHN.“

Frau Ruben fiel vor Freude vom Stuhl, Simon machte einen Kopfsprung über den Tisch, Walter ein Salto mortale knapp an der Lampe vorbei, Ruth jodelte, Jakob stotterte: „Das go — gro — go — gro —“, der kleine Joseph schrie: „Eichen, Eichen, Eichen!“, Hannchen weinte, Rosel gratulierte ununterbrochen, Esther pfiff, und es war ein Jubel, dass ein ganzer Zentner Stecknadeln unbemerkt hätte zu Boden fallen können ...

Bis hierher hatten Rosel und Fritz ihrer Mutter von ihrem Besuch erzählt, und nun fragte Fritz: „Mammi, was werden die Rubens bloß mit der Million anfangen?“

„Wollen wir einmal raten?“

Voskobari 724

Heinz-Gerhard Greve

Andante moderato

The musical score is written in G major (one sharp) and 4/4 time. It consists of three systems of music. The first system has four measures, the second has four measures, and the third has four measures. The notation includes treble clef, key signature, time signature, and various musical symbols such as notes, rests, and fingerings. The bass line is indicated by numbers 0-4 below the notes. The piece concludes with a double bar line.

Vögele der Maggid (eBook)

Eine Geschichte aus dem Leben einer kleinen jüdischen Gemeinde
von Aaron David Bernstein, 1864
+ Vögele der Maggid für klassische Gitarre

Mendel Gibbor (eBook)

von Aaron David Bernstein, 1865
+ Mendel Gibbor für klassische Gitarre

Die vierte Galerie (eBook)

Ein Wiener Roman
von Oskar Rosenfeld, 1910
+ Die vierte Galerie für klassische Gitarre

Tage und Nächte (eBook)

Novellen
von Oskar Rosenfeld, 1920
+ Tage und Nächte für klassische Gitarre

Mendl Ruhig (eBook)

Eine Erzählung aus dem mährischen Ghettoleben
von Oskar Rosenfeld
+ Mendl Ruhig für klassische Gitarre

Vom Cheder zur Werkstätte (eBook)

Eine Erzählung aus dem Leben der Juden in Galizien von F. v. St. G.
Moritz Friedländer, Wien 1885
+ Vom Cheder zur Werkstätte für klassische Gitarre

Gedichte (eBook)

von Ludwig Franz Meyer
+ Ein Gedicht für klassische Gitarre

Polnische Juden (eBook)

Geschichten und Bilder von Leo Herzberg-Fränkell,
1888, dritte vermehrte Auflage
+ Aus der vergangenen Zeit für klassische Gitarre

Eduard Kulke, Ausgewählte Werke (eBook)

+ Musiknoten für das Stück Voskobari 167 für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Frankfurt a. M. (1150-1824) von I. Kracauer, 1. Band (eBook)

+ Noten „Voskobari 139“ für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Frankfurt a. M. (1150-1824) von I. Kracauer, 2. Band (eBook)

+ Noten „Voskobari 140“ für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Nürnberg und Fürth von Hugo Barbeck, 1878 (eBook)

+ Noten „Voskobari 146“ für klassische Gitarre

Für unsere Jugend. Ein Unterhaltungsbuch für israelitische Knaben und Mädchen.

Herausgegeben von E. Gut (eBook)

+ Noten „Voskobari 143“ für klassische Gitarre

Songs from the Ghetto By Morris Rosenfeld (eBook)

„Mein Judentum“ (eBook)

Die hauptsächlichsten unterscheidenden Merkmale des Judentums und des Christentums. Für jung und alt dargestellt von Isaac Herzberg

+ Noten „Voskobari 145“ für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Berlin von Ludwig Geiger, 1871 (eBook)

+ Noten „Voskobari 148“ für klassische Gitarre

Die Juden in Trier von Fritz Haubrich (eBook)

+ Noten „Voskobari 149“ für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Magdeburg von Dr. Moritz Spanier (eBook)

+ Noten „Voskobari 150“ für klassische Gitarre

Bilder aus der Vergangenheit der jüdischen Gemeinde Mainz von Dr. Siegmund Salfeld (eBook)

+ Noten „Voskobari 160“ für klassische Gitarre

11 Bücher von Ida Oppenheim (28.8.1864 – 19.10.1935) (eBook)

+ Noten „Voskobari 151“ für klassische Gitarre

8 Bücher von Isaak Herzberg (18.6.1857 – 6.11.1936) (eBook)

+ Noten „Voskobari 152“ für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Olmütz von Prof. Dr. Berthold Oppenheim (eBook)

+ Noten „Voskobari 153“ für klassische Gitarre

Märchen von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 142“ für klassische Gitarre

Novellen von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 154“ für klassische Gitarre

Jüdisches Kind aus dem Osten von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 136“ für klassische Gitarre

Wölfleins Liebe, Roman aus dem Kinderleben, von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 157“ für klassische Gitarre

Weitere Texte von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 158“ für klassische Gitarre

Sünde wider den Geist von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 148“ für klassische Gitarre

Bilder aus dem Leben jüdischer Sträflinge, von Abraham Guttman (eBook)

+ Noten „Voskobari 141“ für klassische Gitarre

Dorfjuden. Ernstes und Heiteres von Ostischen Leuten + Ostdeutsches Judentum.

Tradition einer Familie, von Heinrich Kurtzig (eBook)

+ Noten „Voskobari 159“ für klassische Gitarre

Das Mädchen von Tanger. Einer wahren Begebenheit nacherzählt, von Dr. W. Herzberg (eBook)

+ Noten „Voskobari 155“ für klassische Gitarre

Wenn das Glück will. Eine Erzählung aus dem Orient von S. D. Weiskopf (eBook)

+ Noten „Voskobari 137“ für klassische Gitarre

Zwei Generationen. Erzählungen + Vom östlichen Judentum. Religiöses, Literarisches, Politisches, von M. J. Bin Gorion (eBook)

+ Noten „Voskobari 164“ für klassische Gitarre

Kinder des Ghetto Band I/II + Tragödien des Ghetto, von Israel Zangwill (eBook)

+ Noten „Voskobari 272“ für klassische Gitarre

Geschichte der badischen Juden seit der Regierung Karl Friedrichs (1738-1909)

+ Juden Freiburg i. B., von Adolf Lewin (eBook)

+ Noten „Voskobari 279“ für klassische Gitarre

Die Judenmassacres in Kischinew von Berthold Feiwel (eBook)

+ Noten „Voskobari 277“ für klassische Gitarre

Clara Michelson (1881-1942), Zwei Werke in Jiddisch und Deutsch (eBook)

Jüdisches Kind aus dem Osten / (Di Yidishe Neshome) די יידישע נשמה

Der Baum und der Vogel / דער בױם און דער פֿױגל

+ Noten „Voskobari 136“ und „The Song Of The Bird“ für klassische Gitarre

„Der Baum und der Vogel“ von Clara Michelson (1881-1942) auf Deutsch, Englisch, Französisch, Hebräisch, Jiddisch und Russisch (eBook)

+ Noten „The Song Of The Bird“ für klassische Gitarre

Clara Michelson (1881-1942), ENFANT JUIF DE L'EST (Jüdisches Kind aus dem Osten), L'ARBRE ET L'OISEAU (Der Baum und der Vogel) (eBook)

+ Sheet music The Song Of The Bird for classical guitar

Liebesgeschichten aus vielen Ländern von Meir Aron Goldschmidt (eBook)

+ Musiknoten für das Stück „Voskobari 161“ für klassische Gitarre

Altneue Menschen, Ein Judenroman von Karl Teller (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 164“ für klassische Gitarre

Ver Sacrum, Roman einsamer Mädchen von Karl Teller (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 419“ für klassische Gitarre

Eva, Roman von Karl Teller (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 276“ für klassische Gitarre

Kindertage, Erinnerungen aus einem jüdischen Lehrerhaus von Samuel Blach (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 138“ für klassische Gitarre

Aus Vergangenheit und Gegenwart, 1. + 2. Band, Jüdische Erzählungen von Dr. M. Lehmann (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 282“ für klassische Gitarre

Aus Vergangenheit und Gegenwart, 3. + 4. Band, Jüdische Erzählungen von Dr. M. Lehmann (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 291“ für klassische Gitarre

Aus Vergangenheit und Gegenwart, 5. Band, Jüdische Erzählungen von Dr. M. Lehmann (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 286“ für klassische Gitarre

Aus Vergangenheit und Gegenwart, 6. Band, Jüdische Erzählungen von Dr. M. Lehmann (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 301“ für klassische Gitarre

Fünf Wochen in Brody unter jüdisch-russischen Emigranten. Ein Beitrag zur Geschichte der russischen Judenverfolgung von M. Friedländer (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 300“ für klassische Gitarre

Die russischen Judenverfolgungen. Fünfzehn Briefe aus Süd-Russland (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 275“ für klassische Gitarre

Die Judenstadt von Lublin von Majer Balaban (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 292“ für klassische Gitarre

Ostjüdische Legenden von Jonas Kreppel (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 298“ für klassische Gitarre

Der Rabbi von Liegnitz von Ascher Sammter (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 417“ für klassische Gitarre

Sieben Bücher von Arthur Silbergleit (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 389“ für klassische Gitarre

Sieben Bücher von Else Croner (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 412“ für klassische Gitarre

Von polnischen Juden (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 392“ für klassische Gitarre

Moses Pipenbrinks Abenteuer. Die seltsamen Erlebnisse eines kleinen jüdischen Jungen von C. Z. Klötzel (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 422“ für klassische Gitarre

Deutscher Kinderfreund für Israeliten (Seiten 1-104) von Dr. S. Werxheimer (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 414“ für klassische Gitarre

Fünf Bücher von Jizchok-Leib-Perez (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 401“ für klassische Gitarre

Sammlung preisgekrönter Märchen (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 424“ für klassische Gitarre

Träumer des Ghetto, Band I/II, von Israel Zangwill (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 283“ für klassische Gitarre

Die Familie y Aguillar, Erzählung von Dr. M. Lehmann (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 426“ für klassische Gitarre

Jüdische Sagen und Legenden für jung und alt, gesammelt und wiedererzählt von Dr. Bernhard Kuttner, 1. – 6. Bändchen (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 396“ für klassische Gitarre

Am Bahnhof und andere Novellen von Dowid Bergelson (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 411“ für klassische Gitarre

Jossele, Aus dem polnisch-jüdischen Jargon nach einer Erzählung von Jakob Dieneson frei bearbeitet, von Albert Katz (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 647“ für klassische Gitarre

Sippurim, Sammlung jüdischer Volkssagen, Erzählungen, Mythen, Chroniken, Denkwürdigkeiten und Biographien berühmter Juden, 1. – 8. Bändchen (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 651“ für klassische Gitarre

Gedichte von Anna Joachimsthal-Schwabe (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 650“ für klassische Gitarre

Das Baby-Liederbuch von Tom Freud (eBook)

Der Schlafgott, Aus der Märchensammlung von Hans Christian Andersen, illustriert von Suska (Anny Engelmann) (eBook)

+ Noten für klassische Gitarre Heinz-Gerhard Greve (2023)

Von Kindern und Tieren, Bilder von Suska (Anny Engelmann), Ohne Text, dafür passende Noten für klassische Gitarre Heinz-Gerhard Greve (2023) (eBook)

Der Kinder Bunte Welt in Garten, Haus und Feld, Verse von verschiedenen Dichtern, Mit Bildern von Anny Engelmann, 1928, Neu bearbeitet von Heinz-Gerhard Greve (2023)

+ Noten für das Stück „Old And New“ für klassische Gitarre (eBook)

6 Bücher illustriert von Suska (Anny Engelmann) inkl. Noten für klassische Gitarre Heinz-Gerhard Greve (eBook)

Das ist meine Welt!, an illustration by Anny Engelmann (1897-1942)

+ Voskobari 861, composed 2025 for classical guitar (eBook)

Ein Tag im Haushalt illustriert von Anny Engelmann (1897-1942)

+ Noten für das Stück Voskobari 666 für klassische Gitarre (eBook)

Wittewoll schlafen, Gedicht von Paula Dehmel, Komponist: M. Georg Winter (eBook)

3 Bücher illustriert von Hilde Koch (eBook)

Zwei Werke von Rahel Meyer (1806-1874): Rachel, Eine biographische Novelle von der Verfasserin der "Zwei Schwestern", 1859 / Zwei Schwestern, Ein Roman, 1853

+ Noten für das Stück Voskobari 663 für klassische Gitarre (eBook)

Zwei Romane von Rahel Meyer (1806-1874): Wider die Natur, 1863 / In Banden frei, 1865

+ Noten für das Stück Voskobari 632 für klassische Gitarre (eBook)

Spatz macht sich, von Meta Samson, Illustrationen von Lilly Szkolny, 1938

+ Noten für das Stück "Voskobari 654" für klassische Gitarre (eBook)

4 Bücher von Emma Bonn (1879-1942), Abkehr / Das blinde Geschlecht / Kind im Spiegel / Sonne im Westen

inkl. Noten für klassische Gitarre, Heinz-Gerhard Greve (2025) (eBook)

Das Tränentuch / Der tote Herr Sörensen, von Emma Bonn (1879-1942)

+ Noten für das Stück Voskobari 640 für klassische Gitarre (eBook)

Die Verirrten, von Emma Bonn (1879-1942)

+ Noten für das Stück Voskobari 644 für klassische Gitarre (eBook)

Die Mündung, von Emma Bonn (1879-1942)

+ Noten für das Stück Voskobari 656 für klassische Gitarre (eBook)

Feiertagsmärchen, von Frieda Mehler (1871-1943) (eBook)

Wir, von Frieda Mehler (1871-1943)

+ Noten für das Stück Voskobari 733 für klassische Gitarre (eBook)

Von Wege, von Frieda Mehler (1871-1943)

+ Noten für das Stück Voskobari 738 für klassische Gitarre (eBook)

Mirjams Wundergarten, von Setta-Cohn Richter (1891-1943)

+ Noten für das Stück Voskobari 715 für klassische Gitarre (eBook)

In der Dämmerstunde, von Jenny Bergmann (1895-1944)

+ Noten für das Stück Voskobari 749 für klassische Gitarre (eBook)

Kriegsbriefe deutscher und österreichischer Juden, herausgegeben von Dr. Eugen Tannenbaum

+ Noten für das Stück Voskobari 736 für klassische Gitarre (eBook)

Drei Tage in Jüdisch-Russland, von Dr. Isaak Rülff

+ Noten für das Stück „Das Pferd“ für klassische Gitarre (eBook)

Der Dybuk, Dramatische Legende in vier Akten, von Salomon Anski

+ Noten für das Stück „Dornröschens Hofball“ für klassische Gitarre (eBook)

Unter jüdische Proletariern, Reiseschilderungen aus Ostgalizien und Russlan, von Saul Raphael Landau

+ Noten für das Stück „Mailied“ für klassische Gitarre (eBook)

Der Sohn des Hofagenten, von Heinrich Reuß

+ Noten für das Stück „Zwergenschmiede“ für klassische Gitarre (eBook)

Aus dem Tagebuch einer jüdischen Studentin, von Dr. Raphael Breuer

+ Noten für das Stück „Hexenritt“ für klassische Gitarre (eBook)

Gut Jomtob!, von Lion Wolff

+ Noten für das Stück „Gut Jomtob“ für klassische Gitarre (eBook)

Der Rabbi von Suwalki, Novelle von Selig Schachnowitz

+ Noten für das Stück „Heimkehr“ für klassische Gitarre (eBook)

Jüdische Märchen und Sagen, von Heinrich Reuß

+ Noten für das Stück „Voskobari 750“ für klassische Gitarre (eBook)

Aus dem Ghetto, Erzählungen aus dem vorigen Jahrhundert , von Moritz Steinhardt

+ Noten für das Stück „Erinnerung“ für klassische Gitarre (eBook)

Mendele, von Schemarja Gorelik

+ Noten für das Stück „Sorglos“ für klassische Gitarre (eBook)

Im goldenen Garten, von Josefa Metz

+ Noten für das Stück „Spaziergang“ für klassische Gitarre (eBook)

Kindergedichte, von Josefa Metz

+ Noten für das Stück „Sonntag“ für klassische Gitarre (eBook)

Sagen polnischer Juden, von Alexander Eliasberg

+ Noten für das Stück „Voskobari 743“ für klassische Gitarre (eBook)

Sünde / Eine glückliche Ehe / Zusammenhang, von Josefa Metz

+ Noten für das Stück „Tagtraum“ für klassische Gitarre (eBook)

Sheet music of Musikverlag Ulrich Greve:

14 Songs By Mordechai Gebirtig, arranged for classical guitar, 3 rd edition	eBook Paper book	UG 1038 UG 1039
14 Songs By Mark Warshawsky, arranged for classical guitar	eBook Paper book	UG 1253 UG 1254
14 Yiddish Love Songs, arranged for classical guitar	eBook Paper book	UG 1255 UG 1256
14 Yiddish Songs, arranged for classical guitar	eBook Paper book	UG 1258 UG 1259
12 Yiddish Cradle Songs, arranged for classical guitar	eBook Paper book	UG 1260 UG 1261
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, 2 nd Edition, 18 Pieces*	eBook Paper book	UG 1026 UG 1027
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Second Book, 2 nd Edition, 13 Pieces*	eBook Paper book	UG 1028 UG 1029
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Third Book, 2 nd Edition, 12 Pieces*	eBook Paper book	UG 1030 UG 1031
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Fourth Book, 2 nd Edition, 12 Pieces*	eBook Paper book	UG 1032 UG 1033
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Fifth Book, 2 nd Edition, 13 Pieces*	eBook Paper book	UG 1034 UG 1035
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Sixth Book, 2 nd Edition, 13 Pieces*	eBook Paper book	UG 1036 UG 1037
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Seventh Book, 13 Pieces*	eBook Paper book	UG 1040 UG 1041
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Eighth Book, 11 Pieces*	eBook Paper book	UG 1042 UG 1043
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Ninth Book, 13 Pieces*	eBook Paper book	UG 1044 UG 1045
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Tenth Book, 12 Pieces*	eBook Paper book	UG 1055 UG 1056
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Eleventh Book, 26 Pieces*	eBook Paper book	UG 1110 UG 1111
An Old Man / ἄνδρῆς, 2 pieces for 10-string classical guitar*	eBook	UG 1095
Music for 10-string Classical Guitar inspired by a Retirement Home 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1146 UG 1147

Music for 10-string Classical Guitar inspired by Women 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1154 UG 1155
Music for 10-string Classical Guitar inspired by Clouds 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1171 UG 1172
Music for 10-string Classical Guitar inspired by Ways 20 Pieces*	eBook Paper book	UG 1176 UG 1177
Music for 10-string Classical Guitar inspired by the Curves of Guitars 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1181 UG 1182
Music for 10-string Classical Guitar inspired by Moments 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1197 UG 1198
Music for 10-string Classical Guitar inspired by the end of the 10-string guitar 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1203 UG 1204
Old Man Suite (άνδρεϊός / An Old Man / Mr Hiller's Hill) dedicated to Andreas Hiller*	eBook Paper book	UG 1158 UG 1159
YEPES Suite for Andreas Hiller*	eBook Paper book	UG 1205 UG 1206
Beautiful Music For 6-string Classical Guitar, 2 nd edition, 14 Pieces*	eBook Paper book	UG 1024 UG 1025
Beautiful Music For 6-string Classical Guitar, Second Book, 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1092 UG 1093
Classical Guitar Music inspired by a Retirement Home 36 Pieces*	eBook Paper book	UG 1142 UG 1143
Classical Guitar Music inspired by Clouds 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1160 UG 1161
Classical Guitar Music In A House 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1211 UG 1212
Classical Guitar Music In An Unknown Chamber 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1225 UG 1226
Interludes 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1240 UG 1241
Original Pieces For 10-string Guitar, Compilation of books „Beautiful Music For 10-string Classical Guitar“ 1 to 9 + 5 extra pieces + New compositions for 6-string classical guitar + 14 Songs By Mordechai Gebirtig, arranged for classical guitar + One new composition for Renaissance and one for Baroque lute	eBook Paper book	UG 1053 UG 1054
New Original Music For 11-string Alto Guitar, 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1049 UG 1050
New Original Music For 11-string Alto Guitar, Second Book, 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1062 UG 1063

New Original Music For 11-string Alto Guitar, Third Book, 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1089 UG 1090
New Original Music For 13-string Classical Guitar, First Book (baroque tuning in D minor), 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1058 UG 1059
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Second Book (baroque tuning in D minor), 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1060 UG 1061
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Third Book (regular e tuning), 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1064 UG 1065
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Fourth Book (regular e tuning), 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1067 UG 1068
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Fifth Book (baroque tuning in D minor), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1069 UG 1070
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Sixth Book (baroque tuning in D minor), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1076 UG 1077
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Seventh Book (baroque tuning in D minor), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1112 UG 1113
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Eighth Book (e tuning), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1114 UG 1115
Barock Mood, Original Music For 13-string Classical Guitar (baroque tuning in d minor), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1187 UG 1188
Awesome music for 13-string guitar (D minor tuning), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1216 UG 1217
New Beautiful Duets For 6- and 10-string Classical Guitar, First + Second Book 20 Pieces*	eBook Paper book	UG 1079 UG 1080
New Beautiful Duets For 6-string Classical and 11-string Alto Guitar, 10 Pieces*	eBook Paper book	UG 1083 UG 1084

Noten und Bücher zum kostenlosen Download hier:
<https://ulrich-greve.eu/free/others.html>

* *Composer: Heinz-Gerhard Greve*